

Qualitative Sozialforschung

LEHRBUCH

Jörg Strübing

Grounded Theory

Zur sozialtheoretischen und
epistemologischen Fundierung eines
pragmatistischen Forschungsstils

3. Auflage

 Springer VS

Qualitative Sozialforschung

Herausgegeben von

R. Bohnsack, Berlin, Deutschland

U. Flick, Berlin, Deutschland

Chr. Lüders, München, Deutschland

J. Reichertz, Essen, Deutschland

*Die Reihe Qualitative Sozialforschung
Praktiken – Methodologien – Anwendungsfelder*

In den letzten Jahren hat vor allem bei jüngeren Sozialforscherinnen und Sozialforschern das Interesse an der Arbeit mit qualitativen Methoden einen erstaunlichen Zuwachs erfahren. Zugleich sind die Methoden und Verfahrensweisen erheblich ausdifferenziert worden, so dass allgemein gehaltene Orientierungstexte kaum mehr in der Lage sind, über die unterschiedlichen Bereiche qualitativer Sozialforschung gleichermaßen fundiert zu informieren. Notwendig sind deshalb Einführungen von kompetenten, d. h. forschungspraktisch erfahrenen und zugleich methodologisch reflektierten Autorinnen und Autoren.

Mit der Reihe soll Sozialforscherinnen und Sozialforschern die Möglichkeit eröffnet werden, sich auf der Grundlage handlicher und überschaubarer Texte gezielt das für ihre eigene Forschungspraxis relevante Erfahrungs- und Hintergrundwissen über Verfahren, Probleme und Anwendungsfelder qualitativer Sozialforschung anzueignen.

Zwar werden auch grundlagentheoretische, methodologische und historische Hintergründe diskutiert und z. T. in eigenständigen Texten behandelt, im Vordergrund steht jedoch die Forschungspraxis mit ihren konkreten Arbeitsschritten im Bereich der Datenerhebung, der Auswertung, Interpretation und der Darstellung der Ergebnisse.

Herausgegeben von

Univ.-Prof. Dr. Ralf Bohnsack
Freie Universität Berlin, Deutschland

Dr. Christian Lüders
Deutsches Jugendinstitut
München, Deutschland

Prof. Dr. phil. Uwe Flick
Alice-Salomon -Hochschule Berlin
Deutschland

Prof. Dr. Jo Reichertz
Universität Duisburg-Essen
Essen, Deutschland

Jörg Strübing

Grounded Theory

Zur sozialtheoretischen und
epistemologischen Fundierung eines
pragmatistischen Forschungsstils

3., überarbeitete und erweiterte Auflage

 Springer VS

Jörg Strübing
Institut für Soziologie
Eberhard Karls Universität Tübingen
Tübingen
Deutschland

ISBN 978-3-531-19896-5

ISBN 978-3-531-19897-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-531-19897-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2004, 2008, 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media
www.springer-vs.de

Vorwort zur 3. Auflage

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Bandes vor rund zehn Jahren hat sich die Theorie wie die Praxis der Forschungsstils der Grounded Theory weiter entwickelt und ausdifferenziert. Das hat auch mit dem wachsenden Stellenwert und der entsprechend größeren Aufmerksamkeit zu tun, die qualitativen Verfahren in der empirischen Sozialforschung mittlerweile zuteilwerden. Auch aufgrund der immer weiteren Verbreitung der Grounded Theory innerhalb der qualitativ-interpretativen und rekonstruktiven Verfahren und der damit einhergehenden Methodendiskussionen haben sich inzwischen einige Verfahrensvarianten etablieren können, von denen vor allem eine, die Situationsanalyse auch in dieser überarbeiteten Neuauflage ausführlicher mit einbezogen wird. Dennoch stellt das zweite Kapitel weiterhin die klassische Vorgehensweise Strauss'scher Prägung dar, während den Ergänzungen und Varianten vor allem das abschließende Kapitel gewidmet ist.

Das Buch geht nun, 10 Jahre nach seinem ersten Erscheinen, in eine dritte, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Dies gab mir die willkommene Gelegenheit, die in der Zwischenzeit erschienenen Rezensionen, aber ebenso auch die von Kolleginnen und Kollegen, von Studentinnen und Studenten im Kontext vieler Seminare und Workshops in Tübingen und anderswo vorgetragenen kritischen Einwände und Ergänzungen zu bedenken und nach Möglichkeit in die Überarbeitung einfließen zu lassen. Allen, die auf diese Weise zur Weiterentwicklung des Buches beigetragen haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Ob ich allen Kritiken mit der Neuauflage gerecht werde, wage ich zu bezweifeln, zumindest aber habe ich es versucht.

Tübingen im März 2014

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
2 Was ist Grounded Theory?	9
2.1 Forschen als Arbeit	9
2.2 Die Methode des ständigen Vergleichens	14
2.3 Kodieren	15
2.4 Dimensionalisieren	19
2.5 Kodierparadigma	24
2.6 Theoretisches Sampling	29
2.7 Theoretische Sättigung	32
2.8 Das Schreiben theoretischer Memos	33
3 Erkenntnismodell und Wirklichkeitsbegriff im Pragmatismus	37
3.1 Orientierung auf praktische Konsequenzen	40
3.2 Untersuchungslogik	41
3.3 Abduktion	46
4 Theoriebegriff, Vorwissen und das Problem der Induktion	51
4.1 Das induktivistische Selbstmissverständnis	52
4.2 Grounded Theory und Kreativität	55
4.3 Grounded Theory und theoretisches Vorwissen	58
4.4 Zum Begriff der Theorie bei Strauss	60
5 Glasers Angriff auf Strauss und Corbin als Ausdruck fundamentaler sozialtheoretischer und erkenntnislogischer Differenzen	65
5.1 Emergenz von Theorien aus Daten	70
5.2 Glasers impliziter Rekurs auf theoretisches Vorwissen	71

5.3	Pro und Contra Verifikation: Wie weit reicht der Anspruch der Grounded Theory?	74
5.4	Fazit: Strauss oder Glaser?	76
6	Was ist ‚gute‘ Grounded Theory? Konsequenzen einer pragmatistischen Epistemologie für Qualitätssicherung und Gütekriterien	79
6.1	Die klassische Trias: Reliabilität, Repräsentativität, Validität	80
6.2	Qualitätssicherung	85
6.3	Gütekriterien und ihre Probleme	89
6.4	Forschungspragmatik und Gütesicherung	92
7	Grounded Theory und Situationsanalyse: Zur Weiterentwicklung der Grounded Theory	97
7.1	Kathy Charmaz: Grounded Theory konstruktivistisch gewendet	98
7.2	Adele Clarke: Situationen und Diskurse integriert analysieren	100
7.3	Interaktionismus und Diskurs	103
7.4	Die Forschungspraxis der Situationsanalyse	107
8	Fazit und Ausblick	113
	Literatur	117
	Sachverzeichnis	127

Die Grounded Theory, die 2017 ihren 50. Geburtstag feiern wird, ist ein Produkt der Rebellion. Sie erblickte das Licht der Welt nicht zufällig gerade zu einer Zeit als auch in den USA die jungen Studenten an den Universitäten gegen die Routinen und Verkrustungen des universitären Betriebs, den Muff der McCarthy-Ära und die imperiale Selbstgewissheit des American Way of Life aufbegehrten. Genau für diese junge Akademikergeneration, die „Kids“, wie Strauss sie an anderer Stelle nennt (Legewie und Schervier-Legewie 2004, Abs. 51), haben Glaser und Strauss Mitte der 1960er-Jahre mit ihrem Buch *The Discovery of Grounded Theory* ein „Manifest der qualitativen Sozialforschung“ verfasst (Joas und Knöbl 2004, S. 215). Aus diesem noch rohen Entwurf hat sich ein Verfahren entwickelt, von dem heute mitunter behauptet wird, es habe mittlerweile den „Status einer allgemeinen Methodologie qualitativer Sozialforschung“ erlangt (Tiefel 2005, S. 65). Auch wenn man so weit nicht gehen mag, bleibt doch festzuhalten, dass die Grounded Theory in letzten vier Jahrzehnten zu einem der am weitesten verbreiteten Verfahren der qualitativ-interpretativen Sozialforschung geworden ist.

Grounded Theory hat sich aber auch zu einem der am häufigsten gebrauchten Schlagworte im Zusammenhang mit qualitativer Sozialforschung entwickelt. Reihenweise wird sich in den Methodenteilen qualitativ-empirischer Studien auf dieses Verfahren berufen, als ließen sich damit die höheren Weihen interpretativer Sozialforschung erlangen. Leider beschleicht den Leser und die Leserin beim Studium solcher Forschungsberichte nicht selten der Verdacht, dass man auch dann gerne nach dem Gütesiegel ‚Grounded Theory‘ greift, wenn man selbst nicht so recht weiß, wie man zu Ergebnissen gekommen und welchem Verfahren man dabei gefolgt ist. Dafür gibt es Gründe, gute und schlechte. Zu den guten zählt, dass Grounded Theory sich weniger als präskriptives ‚Verfahren‘ versteht, dem haarge-

nau zu folgen wäre. Vielmehr ist Grounded Theory eher gedacht als eine konzeptuell verdichtete, methodologisch begründete und in sich konsistente Sammlung von Vorschlägen, die sich für die Erzeugung gehaltvoller Theorien über sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereiche als nützlich erwiesen haben. Auch lässt sich unter den positiven Gründen aufführen, dass die in der Grounded Theory formulierten Verfahrensgrundsätze und Arbeitsprinzipien in der Tat ein hohes Maß an Allgemeinheit aufweisen und in fast jeder Art von qualitativ-interpretativer Forschung in der einen oder anderen Weise Berücksichtigung finden. Auch wenn Grounded Theory damit noch keine „allgemeine Methodologie qualitativer Sozialforschung“ (s. o.) ist, so lassen sich aus ihr doch viele Überlegungen dazu ableiten.

Zu den schlechten Gründen für die Etikettierung von Studien als Grounded Theory-basiert zählt das weit verbreitete Missverständnis, die wie auch immer beschaffene Verknüpfung von qualitativen Daten mit theoretischen Aussagen oder auch nur die ausschweifende Paraphrase empirischer Daten sei schon durch die Rede von der empirisch begründeten Theoriebildung gedeckt. Das ist natürlich nicht der Fall und von keinem der beiden Begründer der Grounded Theory so gemeint.

Angesichts der in vielen Texten dominierenden Pragmatik der Darstellung der Verfahrensweise der Grounded Theory wird gerne übersehen, dass es sich um eine sehr spezifische Form eines systematisch-experimentellen Wirklichkeitszugangs handelt, der einer klaren, wissenschaftstheoretisch orientierten Entdeckungs- und Falsifikationslogik unterliegt, wie sie vor allem von C.S. Peirce und J. Dewey entwickelt wurde. Allerdings setzt diese wissenschaftstheoretische Position auf einem spezifischen Wirklichkeitsbegriff auf, der die geläufige Dichotomie von subjektiv und objektiv überwindet und das Verhältnis von Akteur und Umwelt neu bestimmt.

Der vorliegende Band schließt eine Lücke im Bereich deutschsprachiger Veröffentlichungen zur Grounded Theory. Zwar ist mit *The Discovery of Grounded Theory* von Barney Glaser und Anselm Strauss (1998) die Gründungsschrift des Verfahrens mittlerweile ebenso ins Deutsche übersetzt worden, wie die beiden von Strauss verfassten bzw. mitverfassten Lehrbücher zur Grounded Theory (Strauss 1991b; Strauss und Corbin 1996)¹. Auch gibt es einige andere pragmatisch orientierte Darstellungen zur Grounded Theory entweder als Monographien (Breuer 2009) oder als Bestandteile von Sammeldarstellungen qualitativer Verfahren (Flick 2001; Brüsemeister 2000; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2010). Wenig Berücksichtigung fand bislang dagegen die Diskussion der epistemologischen und sozialtheoretischen Hintergründe der Grounded Theory. Eine Ausnahme bil-

¹ Noch nicht übersetzt ist allerdings die deutlich verbesserte und nun von Corbin allein verantwortete dritte Auflage des Buches (Corbin und Strauss 2008).

den hier neben meinen eigenen Arbeiten die Schriften von Kelle (1994, 2008), der Grounded Theory und analytische Induktion vergleichend in Bezug auf einige methodologisch-epistemologische Standardthemen befragt und Fragen der systematischen Theoriebildung adressiert. Im englischsprachigen Raum liegen zur erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Verortung der Grounded Theory ebenfalls nur vereinzelte Arbeiten vor.² Auch eine kritische Aufarbeitung der Gegensätze in den methodologischen Positionen von Glaser und Strauss hat in der deutschen Methodendiskussion erst begonnen (Kelle 2011; Strübing 2011)³ – ein weiteres Indiz dafür, dass die epistemologische und wissenschaftstheoretische Dimension der Grounded Theory noch kaum erschlossen ist. Der vorliegende Band

² Hier ist besonders die Monographie von Dey (1999) zu nennen, der sich recht kritisch sowohl mit der methodologischen Begründung als auch mit den praktischen Handlungsanleitungen der Grounded Theory befasst. Daneben thematisiert eine Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften meist aus den Erziehungs- und Pflegewissenschaften einzelne Aspekte der Geltungsbegründung und Schlusslogik der Grounded Theory (Eisenhardt 1989; Annells 1996; Haig 1995; Miller und Fredericks 1999; aktuell: Timmermans und Tavory 2012). In den Jahren seit der Erstauflage dieses Bandes hat sich die Lage nur unwesentlich verbessert: In dem 2007 von Bryant und Charmaz vorgelegten Handbuch zur Grounded Theory behandeln zwar eine Reihe von Autoren auch einzelne methodologische Aspekte der Grounded Theory (insbesondere Kelle 2007; Strübing 2007; Reichertz 2007), doch findet sich hier ebenso wenig eine umfassende Diskussion wie in dem Einführungsbuch von Charmaz (2006), die eher darauf zielt, ihre „konstruktivistische“ Interpretation von Grounded Theory gegenüber Glasers und Strauss Varianten zu profilieren, ohne diese jeweils differenziert zu betrachten. Auch die aktuelleren Einführungsbücher von Cathy Urquhart (2013) sowie von Barry Gibson und Jan Harman (2013) folgen dem angelsächsischen Trend zur Vermittlung von Methodenwissen als praktischem „Hand-on-knowledge“. Clarkes (2004, 2012) „Situational Analysis“, auf die ich in Kap. 6 näher eingehen werde, stellt zwar die mit Abstand wichtigste Weiterentwicklung der Grounded Theory dar und bezieht sich intensiv auf den sozialtheoretischen Kern der Strauss'schen Soziologie. Sie stößt dabei allerdings recht stark ins postmoderne Horn, ohne die methodologischen Hintergründe der traditionellen Grounded Theory angemessen auszuleuchten. Unabhängig von der Kritik im Einzelfall sind diese Arbeiten dennoch gut geeignet, ein Bild der beständigen Weiterentwicklung dieses Forschungsstils zu zeichnen.

³ Auch die wenigen englischsprachigen Texte dazu (abgesehen von den in der vorangegangenen Fußnote genannten Autoren sind hier einschlägig: Smit 1999; Melia 1996; Kendall 1999) können nicht darüber hinwegtäuschen, dass selbst in der amerikanischen Diskussion die Unterschiede zwischen den Methodenverständnissen von Strauss und Glaser nicht sehr präsent sind. Immerhin gab es vor einigen Jahren eine Tagung mit allen führenden Vertreterinnen der verschiedenen Varianten von Grounded Theory, bei der auch Differenzen zwischen Glaser und Strauss breiten Raum einnahmen (Morse et al. 2009). Man kann allerdings nicht davon sprechen, dass das dort diskutierte differenzierte Verständnis von Grounded Theory in der Forschungspraxis der verschiedenen sozialwissenschaftlichen Fächer gleichermaßen seinen Platz gefunden hätte.

beansprucht nun nicht etwa selbst eine systematische Ausarbeitung der gesamten umrissenen Thematik zu leisten. Es geht mir vielmehr darum, die zentralen Linien der Argumentation für die methodologische Grundlegung der Grounded Theory in einer für die akademische Lehre nutzbaren, übersichtlichen Form darzustellen und damit Argumentationshilfen für überzeugende und in sich konsistente Darstellungen Grounded Theory-basierter Forschungsarbeiten zu liefern.

Von ‚der‘ Grounded Theory zu sprechen, wäre allerdings irreführend: Spätestens seit 1978, als Glasers *Theoretical sensitivity* (1978) erschien, gibt es zwei Varianten dieses Verfahrens, eine von Anselm Strauss geprägte pragmatistisch inspirierte, die er, teilweise gemeinsam mit Juliet Corbin, in ihren praktischen Dimensionen näher ausgearbeitet hat, sowie eine – wie ich es nennen würde – empiristische Variante von Barney Glaser, die dieser nach „*Theoretical Sensitivity*“ vor allem in dem sehr polemischen und Strauss-kritischen Buch *Emergence vs. Forcing* (1992) und dann noch einmal aktualisiert in *Doing Grounded Theory* (1998) postuliert hat. Auf die wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden konkurrierenden Varianten gehe ich im fünften Kapitel ein. In den übrigen Teilen des Buches orientiere mich ausschließlich an der von Strauss geprägten Richtung, die ich für die weiterführende, weil wissenschafts- und methodentheoretisch konsistentere halte.

Über epistemologische und methodologische Hintergründe der Grounded Theory lässt sich nicht gut reden, solange nicht auch die Begriffsbedeutung und die Grundzüge des Verfahrens hier noch einmal kurz rekapituliert werden. Dies geschieht im *zweiten Kapitel*, das Grundsätze, Prozesslogik und Verfahrensschritte der Grounded Theory unter Bezugnahme auf die deutschen und englischen Fassungen der einschlägigen Standardwerke kurz vorstellt. Auf die Darstellung in diesem Kapitel nimmt die Diskussion in den folgenden Kapiteln immer wieder Bezug. Wichtig ist mir, dass an dieser Stelle sehr deutlich wird, was tatsächlich gemeint ist, wenn in der Grounded Theory etwa von „Kodieren“, „theoretischem Sampling“ oder „Konzepten“ die Rede ist. Missverständnisse wie etwa jenes, dass Kodieren in der Grounded Theory so etwas wie ein Bezeichnen von Textstellen mit einem Begriff sei, werden hier ausgeräumt. Allerdings kann dieses Kapitel nicht die Leistung einer systematischen Einführung in das ‚how to do‘ Grounded Theory-orientierten Forschens übernehmen. Dies bleibt den von Strauss bzw. Strauss und Corbin vorgelegten Einführungen vorbehalten.

Nachdem das zweite Kapitel die praktischen Aspekte des Verfahrens rekapituliert hat, geht es im *dritten Kapitel* um die Darstellung der epistemologischen und sozialphilosophischen Grundlagen der Grounded Theory. Dabei stelle ich gezielt den Hintergrund der Strauss’schen Fassung der Grounded Theory dar, also Aspekte des klassischen amerikanischen Pragmatismus (vgl. als Überblick Nagl 1998) und der Chicagoer Soziologie. Insbesondere wird die Bedeutung handlungspraktischer

Konsequenzen als Wahrheitskriterium, die erkenntnistheoretische Spannung von ‚Zweifel‘ und ‚Überzeugung und Gewissheit‘ in Deweys Modell des handlungspraktischen Problemlösens sowie das pragmatistische Kontinuitätsprinzip dargestellt. Hinzu kommt das bislang wenig verstandene und in Deutschland wie auch im Angelsächsischen lange Zeit kaum rezipierte, erkenntnislogische Prinzip der Abduktion von Peirce einschließlich einer Diskussion seiner (Un-)Tauglichkeit als Geltungsbegründung für qualitativ-interpretativ erarbeitete Forschungsergebnisse.⁴ Zwangsläufig komme ich in dieser Darstellung auch auf das relationale Realitätsverständnis des Pragmatismus und dessen Verhältnis zu den Realitätskonzeptionen des Realismus und des Konstruktivismus zu sprechen. Dieser Punkt ist zentral für die spätere Diskussion von Qualitätssicherungsstrategien und Gütekriterien in der Grounded Theory, die sich in einigen Punkten deutlich von denen nomologisch-deduktiver Konzeptionen unterscheiden, ohne deshalb aber postmoderner Beliebigkeit anheim zu fallen.

Der Theoriebegriff der Grounded Theory, dem sich das *vierte Kapitel* zuwendet, unterscheidet sich deutlich von anderen Theoriebegriffen, indem hier Prozessualität fokussiert wird, also die kontinuierlichen Prozesse des Theoretisierens in den Vordergrund gerückt und ‚Theorien‘ als temporär-vergängliche Reifikationen aus diesem Prozess betrachtet werden, die im Moment ihrer Formulierung bereits wieder Ausgangspunkt neuen Theoretisierens sind. Zugleich zielt das Verfahren der Grounded Theory – *nomen est omen* – explizit und nachdrücklich auf das Entwickeln neuer substantieller wie formaler Theorien und bescheidet sich nicht mit ‚bloßen‘ Beschreibungen. Dabei ist allerdings zu beachten, dass auch die Unterscheidung ‚Deskription – Explikation‘ eine artifizielle ist und als Dualismus zumindest ebenso problematisch, wie es die Unterscheidungen von Natur vs. Kultur, Subjekt vs. Umwelt oder Körper vs. Geist sind. Indem wir beschreiben, erklären wir uns zu einem guten Teil ‚immer schon‘, wie der betrachtete Weltausschnitt ‚funktioniert‘ – insofern ist auch jegliche Denunziation von Beschreibungen als ‚bloße‘ Verdopplung der unverstandenen Welt haltlos. Allerdings leistet eine gute Erklärung mehr, und sie wird entsprechend in einem anderen Verfahren gewonnen, z. B. in dem der Grounded Theory, das mit einer permanenten Iteration der

⁴ Wobei ich mich hier weitgehend Reichertz (1993) anschließe, der anschaulich gezeigt hat, dass Abduktion so, wie sie in der gegenwärtigen Sozialforschung Verwendung findet, gerade kein logisches Schlussverfahren ist und daher als Geltungsbegründung nicht taugt. Ich argumentiere dagegen, dass Abduktion nur als Prozessetappe im Problemlösungsprozess (der „*inquiry*“, wie Dewey es nennt) sinnvoll ist und daher erst die systematische und vollständige Durchführung der *inquiry* als Anhaltspunkt für die Gültigkeit der Ergebnisse taugen kann.

Erkenntnisschritte von Induktion, Abduktion und Deduktion operiert und dabei kontinuierlich Theorien entwickelt, testet und modifiziert.

Das *fünfte Kapitel* befasst sich dann mit Glasers Kritik an der methodologischen Position von Strauss und Corbin. Hier wird aufgezeigt, dass der von Glaser in den 90er Jahren in die wissenschaftliche Öffentlichkeit getragene Dissens mit Strauss nur die Konsequenz jener epistemologischen Gegensätze ist, die schon im *Discovery*-Buch vorhanden waren, nicht aber offengelegt wurden. Glaser mit seinem Hintergrund in der von Lazersfeld geprägten positivistischen Tradition der Columbia School, und Strauss mit seiner Verwurzelung im amerikanischen Pragmatismus und im symbolischen Interaktionismus haben, was ihre philosophische und wissenschaftstheoretische Grundorientierung betrifft, herzlich wenig miteinander gemein, sie verfügen nicht einmal über kompatible Begriffe von Realität und Erfahrung – was eine basale Voraussetzung für ein schlüssiges methodologisches Konzept wäre.

Wie andere qualitative Verfahren auch, leidet die Grounded Theory mitunter daran, dass ihre Verfahren und Ergebnisse in der kritischen Auseinandersetzung mit Vertreterinnen traditioneller Methodologien an Gütekriterien gemessen werden, die der Grounded Theory insofern äußerlich sind, als sie einem gänzlich anderen erkenntnistheoretischen Paradigma entstammen. Zugleich laden die vorliegenden Darstellungen der Grounded Theory zu derartigen Missverständnissen geradezu ein, denn was wir in anderen Methodenbüchern regelmäßig finden, fehlt hier fast gänzlich: Ein explizites Kapitel über Gütekriterien.⁵ Wie können wir herausfinden, was eine ‚gute‘, also gültige und sachangemessene, empirisch begründete Theorie ist? Die Vermutung liegt nahe, dass die Dreifaltigkeit der Gütekriterien nomologisch-deduktiver Verfahren, also Reliabilität, Validität und Repräsentativität, hier zumindest nicht hinreichend spezifisch ist, ihre schematische Übertragung daher keine Lösung wäre. Dies aber nicht, weil Grounded Theory unsystematische, nicht repräsentative oder gar gegenstandsunangemessene Theorien hervorbringt, sondern weil die Art der Theorieerzeugung, der Datenauswahl sowie der Hypothesenbildung und -prüfung anderen Grundannahmen folgt und daher auch nach einer anderen Art der Geltungsbegründung verlangt. Wenn Realität etwa als Relation zwischen Subjekt und einer kontinuierlich im Werden befindlichen Welt verstanden wird, dann kann man bei der Replikation einer Studie, auch wenn ihr Untersuchungsdesign absolut sachangemessen und in diesem Sinne ‚gültig‘ ist, nicht erwarten, dass eine Wiederholung die ‚gleichen‘ Ergebnisse erbringt: Andere

⁵ Nicht einmal in einem Aufsatz, in dessen Titel explizit von „*evaluative criteria*“ die Rede ist, äußern Corbin und Strauss sich näher zu irgendwelchen *Verfahren* der Gültigkeitsprüfung (1990).

Forscher zu einem anderen Zeitpunkt in einem schon allein durch den Zeitverlauf veränderten Feld können eine tatsächliche Wiederholung gar nicht mehr leisten.

Diese und weitere Probleme der Formulierung adäquater Gütekriterien diskutiert das sechste *Kapitel*. Dabei werden die (wenigen) einschlägigen Aussagen von Strauss und Corbin kritisch diskutiert und unter Bezug auf die vorgestellte pragmatistische Erkenntnistheorie und Sozialphilosophie so ergänzt, dass daraus ein nachvollziehbares Konzept der Geltungsbegründung und Qualitätsprüfung für auf den Verfahren der Grounded Theory beruhende gegenstandsbezogene Theorien entsteht.

Längst sind die von Strauss geprägte Grounded Theory und die von Glaser vertretene induktivistische Version nicht mehr die einzigen Varianten dieses Ansatzes. Norman Denzin (2007) unterscheidet zumindest vier zentrale Formen von Grounded Theory, wobei er die von Strauss als ‚systematisch‘ und die von Glaser als ‚positivistisch‘ bezeichnet. Daneben benennt er die ‚konstruktivistische‘ Variante von Kathy Charmaz und die ‚situationistische‘ von Adele Clarke. Das abschließende *siebte Kapitel* unternimmt es nach einem kurzen Durchgang durch Unterschiede und Ähnlichkeiten der vier Varianten schließlich den bislang weitestgehenden Vorschlag, die Situationsanalyse von Clarke, näher vorzustellen und damit auch einen Hinweis auf die Potenziale der Weiterentwicklung dieses Forschungsstils zu geben.

2.1 Forschen als Arbeit

Der Versuch, den Begriff *Grounded Theory* ins Deutsche zu übertragen, hat zu einigen Problemen geführt. Die naheliegende Übersetzung als „begründete Theorie“ (so schon Gerdes 1978) ist zwar nicht falsch, verfehlt aber das Spezifische: Letztlich sollte jede Theorie in irgend einer Weise ‚begründet‘ sein. Korrekt müsste es zumindest ‚in empirischen Daten gegründete Theorie‘ heißen – als Label aber ist das schwer verdaulich.¹ Eine andere Übersetzung versucht es mit „gegenstandsbezogene Theorie“ (vgl. Hopf und Weingarten 1979). Doch obwohl zu Recht die Fokussierung auf den empirischen Gegenstand der Forschungsarbeit betont wird, bleibt mit Hildenbrand (1991) immer noch einzuwenden, dass auch dies – zumindest idealtypisch – für eine jede sozialwissenschaftliche Theorie gelten müsste. Überdies beansprucht die *Grounded Theory* gerade über gegenstandsbezogene Theorien hinaus auch Elemente einer formalen oder allgemeinen Sozialtheorie hervorbringen zu können. Auch die Rede von der „Entdeckung“ gegenstandsbezogener Theorie, die den Titel der Gründungsschrift von 1967 prägt, ist missverständlich. Zwar betont Strauss, dass was er unter *Grounded Theory* versteht, nämlich „eine konzeptuell dichte Theorie (...), die sehr viele Aspekte der untersuchten Phänomene erklärt“ (Strauss 1991b, S. 25), als *Ergebnis* eines induktiv angelegten Forschungsprozesses entsteht. Doch darf ‚entstehen‘ hier nicht mit ‚entdecken‘ verwechselt werden: Auch wenn Glaser und Strauss 1967 von „*Discovery of Grounded Theory*“ sprechen: Gemeint ist damit eher die Entdeckung des Verfahrens selbst und nicht die der jeweiligen theoretischen Erträge *Grounded Theory*-basierten Forschens. In diesem Punkt teilt

¹ Lamnek (1988, S. 106) kondensiert diesen Zusammenhang auf „datenbasierte Theorie“ und kommt damit zumindest sprachlich dem Original am nächsten.

Strauss die pragmatistische Vorstellung einer aktivistischen, durch Handeln, d. h. Arbeiten, hervorgebrachten Bedeutung von Objekten (s. Kap. 3).

Der Grund für diese naheliegenden Missverständnisse findet sich in der – für das Strauss'sche Denken ganz untypischen – substantivischen und damit objektivierenden Form des Labels ‚*Grounded Theory*‘, das seine Doppeldeutigkeit daraus bezieht, dass es die zentrale Qualität der mit dem Verfahren zu erarbeitenden Theorien zugleich zum Namen für das Verfahren selbst erhebt. Oder, wie Norman Denzin schreibt: *Grounded Theory* „ist zweierlei zugleich, ein Verb, einen Untersuchungsmethode und ein Nomen, ein Produkt der Untersuchung“ (Denzin 2007, S. 454; vgl. auch Clarke 2005, S. 507). Ganz genau müssten wir also von einem ‚Forschungsstil zur Erarbeitung von in empirischen Daten gegründeten Theorien‘ sprechen – was vielleicht doch ein wenig umständlich wäre. Man kann aber auch, wie es Star tut, die im Begriff nahe gelegte Identifizierung des Ergebnisses mit der Aktivität geradezu als Hinweis auf die von Strauss vertretene analytische Perspektive verstehen:

Das im Begriff ‚*Grounded Theory*‘ enthaltene Oxymoron ist ein Hinweis, dass diese Methode eine Form des Ringens mit dem ist, was den sichtbaren Grund mit der unsichtbaren Abstraktion vereint. Dass der ‚Kleber‘ Arbeit ist, wird in unterschiedlicher Weise in der Diskussion sichtbar, die die Arbeit der Forscher und die von den untersuchten Menschen verrichtete Arbeit fokussiert. (Star 1991, S. 270)²

Dies ist in der Tat ein Schlüssel zum Verständnis nicht nur der methodischen, sondern auch der sozialtheoretischen Bemühungen von Strauss (vgl. Strübing 2007a): Bei ihm geht es immer um das Verhältnis von Arbeit im Sinne problemlösenden Handelns zu den dabei kontinuierlich hervorgebrachten Objektivationen. Das Label *Grounded Theory* unterstreicht also, dass den als Ergebnis präsentierten Theorien ein sozialer Prozess vorausgegangen ist, in dem in praktischen Aushandlungen Entscheidungen getroffen wurden, die in den Theorien als Einschreibungen präsent sind, aber nur unter Rekurs auf den Forschungsprozess wieder sichtbar zu machen sind.

Aus dieser Perspektive resultiert auch das vielleicht wichtigste Charakteristikum der *Grounded Theory*, die ausdrückliche Repräsentation von Datenanalyse und Theoriebildung als praktische, interaktiv zu bewältigende und zu organisierende Tätigkeiten (vgl. Strauss 1991b, S. 34 f.). Für Strauss hat diese Auffassung zwei zentrale Konsequenzen. Die eine besteht darin, dass die Organisation des

² Eventuelle Hervorhebungen in Zitaten in diesem Band stammen soweit nicht anders vermerkt von den jeweiligen Autorinnen. Um die Lesbarkeit des Buches als Lehrtext zu verbessern, sind – soweit nicht inhaltliche oder stilistische Gründe dagegen sprachen – alle englischsprachigen Zitate von mir ins Deutsche übertragen worden.

Arbeitsprozesses den roten Faden seiner Darstellung des Forschungsstils der Grounded Theory bildet. Er betont,

daß Forschungsarbeit aus mehr besteht als aus einer Reihung von Aufgaben oder einer klaren Formulierung der Ziele solcher Aufgaben. Sie erfordert, daß die Arbeit organisiert wird; das bedeutet, daß Aufgaben koordiniert werden (...), und das schließt den Umgang mit physischen, sozialen, personalen Ressourcen ein, der notwendig ist, damit die Forschungsarbeit getan werden kann. (1991b, S. 34)

Von gängigen Lehrbüchern der empirischen Sozialforschung unterscheidet er sich hier insofern diametral, als er gar nicht erst versucht, eine idealtypische und von den situativen Umständen des konkreten Forschungsvorhabens unabhängige Sequenzialität einzelner Prozessschritte zu suggerieren (sonst gerne als ‚der Forschungsprozess‘ in einschlägigen Einführungen abgehandelt). Stattdessen betont die Grounded Theory die *zeitliche Parallelität* und wechselseitige *funktionale Abhängigkeit* der Prozesse von Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung (vgl. Abb. 2.1 und Strauss 1991b, S. 44 ff.). Keiner dieser Prozesse wird als jemals vollständig abschließbar aufgefasst, Theorie bildet nicht den Endpunkt des Forschungsprozesses, allein schon weil sie kontinuierlich, d. h. von Beginn der Forschungsarbeit an, produziert wird und keinen festen Endpunkt kennt (vgl. Kap. 4). Damit einher geht die Vorstellung einer Steuerung des Prozesses aus sich selbst heraus. Dies allerdings nicht im Sinne eines von zwingenden Schrittfolgen bestimmten Automatismus, sondern in Form eines kontinuierlichen Wechsels von Handeln und Reflexion, wobei diese reflexive Prozesssteuerung ihre Entscheidungskriterien in den vorangegangenen Prozessetappen findet (im Wege des „theoretischen Sampling“, s. u.).

Die *zweite* Konsequenz, die die Auffassung von empirischer Sozialforschung als einer praktischen Tätigkeit hat, ergibt sich zwingend aus dem von *Strauss* präferierten dialektischen Begriff von Arbeit: Gegenstand und sich damit forschend befassende Akteure stehen in einer Wechselbeziehung, in der beide einander verändern. Strauss übernimmt dabei von Dewey die Auffassung, dass zwischen Wissenschaft und Kunst kein grundsätzlicher Unterschied besteht, und bezieht dessen Verständnis des Verhältnisses von Kunstwerk und Künstlerin analog auf den qualitativen Forschungsprozess:

Der Ausdrucksakt, aus dem sich ein Kunstwerk entwickelt, ... ist keine momentane Äußerung. Diese Behauptung ... bedeutet, daß der Ausdruck des Selbst in einem und durch ein Medium – was das eigentliche Kunstwerk ausmacht – *an sich* eine Verlängerung einer Interaktion von etwas dem Selbst entstammenden mit konkreten Umständen ist – ein Prozeß, in dem beide eine Ordnung und eine Form annehmen, die sie vorher nicht besaßen. (Dewey 1934, S. 63, aus der Übers. 1980, S. 79, zit. n. Strauss 1991b, S. 35)

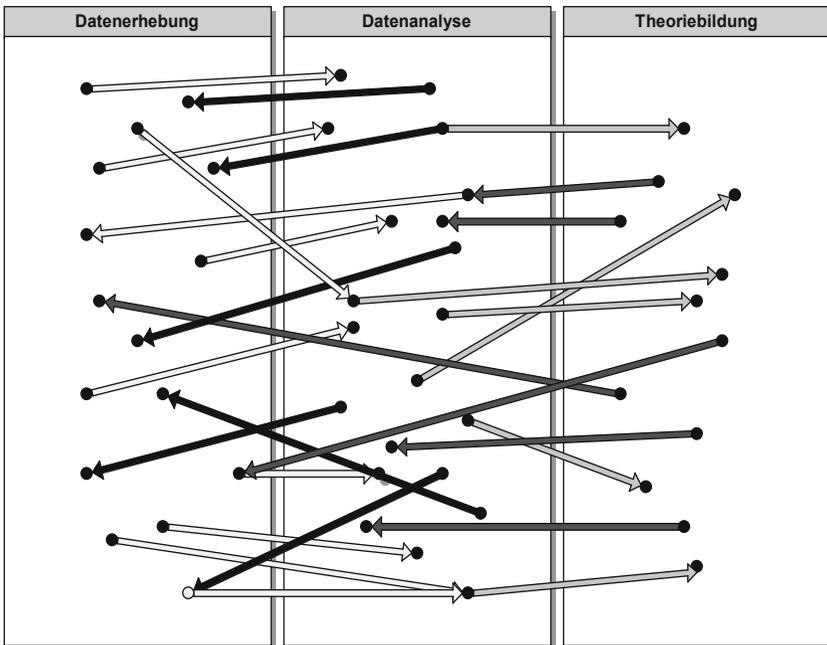


Abb. 2.1 Parallelität der Arbeitsschritte im Verfahren der Grounded Theory. (nach Strauss 1991, S. 46)

Die Grounded Theory findet in dieser Überlegung ihre Begründung für die in der interpretativen Sozialforschung gängige Vorstellung, die Forschenden seien nie allein neutrale Beobachter, sondern zwangsläufig als Interpreten ihrer Daten und als Entscheider über den konkreten Gang der theoretischen Argumentation immer auch Subjekte des Forschungsprozesses. Strauss' Argument lautet also, stark verkürzt: Wenn Forschung Arbeit ist und Arbeit als dialektisches Wechselverhältnis zwischen Subjekt und Objekt aufgefasst wird, dann muss das Resultat des Prozesses, die erarbeitete Theorie, immer auch ein subjektiv geprägtes Produkt sein.

In der methodologischen Diskussion zwischen Verfechterinnen der nomologisch-deduktiven und Vertreterinnen interpretativer Ansätze wird von Ersteren gerne gegen Letztere eingewandt, die in die Forschung einfließende Subjektivität seitens der Forschenden beeinträchtigt die Gültigkeit der Ergebnisse, denn schließlich müssten wissenschaftliche Ergebnisse intersubjektive Gültigkeit beanspruchen können. Das klassische Gegenargument lautet in etwa: So schlimm sei das nicht,

weil Forscherinnen auch im „interpretativen Paradigma“ (Wilson 1982) benennbaren Forschungsregeln zu folgen hätten und sie überdies nicht als Einzelne isoliert von ihrer *scientific community* forschen würden. Beides übe einen kontrollierenden Einfluss aus, ‚bändige‘ also die im Einzelfall womöglich ‚überschießende‘ Subjektivität der Forschenden. Grounded Theory stützt sich allerdings nicht allein auf dieses durchaus plausible Argument, sondern schließt sich darüber hinaus der pragmatistischen Position an, die aus der Untersuchung der Prozesse praktischen Problemlösens in und außerhalb der Wissenschaften zu dem Schluss kommt, problemlösende Erkenntnis sei anders als auf dem Weg über die innere Beteiligung der problemlösenden Subjekte grundsätzlich nicht zu gewinnen (s. Kap. 3). Nicht allein die Analyse (vorwiegend) qualitativer Daten in den Sozialwissenschaften wird hier also als ‚Kunstlehre‘ verstanden, sondern Prozesse wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns insgesamt – wobei graduelle Unterschiede in Abhängigkeit vom Gegenstand sehr wohl gesehen werden.³

Kunstfertigkeit im wissenschaftlichen Forschen ist also nicht nur wünschenswert, sondern notwendig und durch systematische Regelbefolgung nicht zu substituieren. Dieser Begriff von Kunstlehre darf allerdings nicht mit jenem Verständnis von verstehender Interpretation als intersubjektiv nicht nachvollziehbarer reiner Kunst verwechselt werden, das in der Diskussion um Wilhelm Diltheys Hermeneutik diesem fälschlich zugeschrieben wurde (vgl. Dilthey 2004, S. 23 f.).⁴ Denn aus der Perspektive der Grounded Theory ist das Verstehen zum einen kein Gegensatz zum Erklären – hier finden wir auch eine Ähnlichkeit zu Max Webers Auffassung von Verstehen und Erklären (Weber 1980, S. 3 f.) – und wird zum anderen weder von Strauss noch von Glaser in die Nähe künstlerischer Einzigartigkeit gerückt. Vielmehr wird mit der Figur der ‚Kunstlehre‘ lediglich die Unabdingbarkeit der subjektiven Leistung in der Forschungsarbeit insgesamt (also nicht beschränkt auf das Verstehen) herausgestellt und zugleich die Möglichkeit einer methodischen Unterstützung und Rahmung kreativer Prozesse behauptet.

³ An diesem Punkt zeigt sich, dass die wissenschaftssoziologische Position des Pragmatismus und die methodologischen Postulate der Grounded Theory die gleiche Sprache sprechen.

⁴ Dilthey spricht zwar von der „persönlichen genialen Virtuosität des Philologen“ bei der Auslegung von Schriften, sein zentrales Argument für die Hermeneutik ist aber gerade das der Methodisierung: Gerade weil persönliche Genialität für das wissenschaftliche Verständnis von Texten mangels intersubjektiver Nachvollziehbarkeit von geringem Nutzen ist, gelte es, die darin liegende Verstehensleistung in einem rationalen Prozess Anderen zugänglich zu machen. Allerdings verfähre „jede Kunst nach Regeln“, mit denen sich „Schwierigkeiten überwinden“ lassen. Diese Regeln bildeten dann die „Kunstlehre“ der Hermeneutik, mit der sich auf wissenschaftlich-systematische Weise das leisten lasse, was andernfalls eine kreative Einzelleistung bliebe (Dilthey 2004, S. 23 f.).

Als Konsequenz dieser Auffassung von Forschung als Arbeit verzichtet Strauss auf die Formulierung eines rigiden Regelwerks für das analytische Vorgehen und will die in der Grounded Theory entwickelten analytischen Verfahren lediglich als Vorschläge verstanden wissen, aus denen die Forscherinnen vor dem Hintergrund des jeweils konkreten Forschungskontexts eine sachangemessene und zugleich den „individuelle(n) Arbeitsrhythmus und die persönlichen Erfahrungen“ (Strauss 1991b, S. 33) berücksichtigende Forschungspraxis selbst entwickeln müssen.

Dieses auf den ersten Blick liberal wirkende Methodenverständnis darf allerdings nicht als Freibrief für ein ‚anything goes‘ in der qualitativen Datenanalyse der Grounded Theory missverstanden werden. So betont Strauss: „Unsere Leitlinien, nach denen eine Theorie entwickelt werden kann, sind jedoch nicht nur eine Aufzählung von Vorschlägen. Sie sind mehr als das, weil aus ihnen hervorgeht, daß bestimmte Operationen ausgeführt werden müssen“ (1991b, S. 33). Er zählt zu diesen ‚Essentials‘ das Kodieren und das Schreiben analytischer Memos, ohne allerdings eine genauere Grenzziehung zwischen noch Grounded Theory-kompatiblen Verfahrensweisen und anderen, unter dieses Label nicht mehr akzeptablen methodischen Praktiken zu ziehen. Grundsätzlich sind damit Forschenden, die sich auf die Grounded Theory als Forschungsstil beziehen wollen, erhöhte Legitimationsanforderungen auferlegt: Anstatt nur glaubhaft machen zu müssen, dass nach den kodifizierten Regeln einer jeweiligen Methode verfahren wurde, ist im Fall der Grounded Theory immer auch zu argumentieren und nachzuweisen, inwieweit die eigene praktische Vorgehensweise mit der Forschungslogik der Grounded Theory im Einklang steht.⁵ Doch dieser Punkt soll erst im sechsten Kapitel näher ausgeleuchtet werden.

2.2 Die Methode des ständigen Vergleichens

Vor dem Hintergrund dieser Theorieauffassung schlägt die Grounded Theory ein mehrstufiges Auswertungsverfahren des empirischen Materials vor, das Glaser und Strauss als „Kodieren“ bezeichnen. Dabei wird keineswegs ausschließlich – wie

⁵ Man kann mit Fug und Recht behaupten, dies gälte auch für andere Methoden, allerdings bleibt festzuhalten, dass im Fall der Grounded Theory die Ablehnung einer selbstlegitimierenden Funktion der ‚Befolgung‘ der Regeln des Verfahrens sehr explizit und zentral argumentiert wird.

häufig in anderen ‚qualitativen‘ Verfahren – qualitatives, sondern je nach Erforderlichkeit ebenso quantitatives Material akzeptiert und herangezogen, wenngleich ersteres aus einer Reihe naheliegender Gründe im Mittelpunkt des Interesses stehen. Die Leitidee des Kodierprozesses ist die Methode des ständigen Vergleichens („constant comparative method“) der Daten miteinander. Dieses Verfahren knüpft implizit an die von Everett C. Hughes propagierte Kontrastierung divergierender Daten an, bei der mit Hilfe der systematischen Befragung der Daten auf Unterschiede und Ähnlichkeiten sowohl Spezifika einzelner Phänomene als auch mehrere Phänomene übergreifende Typologien erarbeitet werden. Das Verfahren der „constant comparative method“ wurde erstmals von Glaser (1965) beschrieben; dieser Aufsatz wurde dann fast unverändert in „*The discovery ...*“ übernommen (1967, S. 101 ff.). Vielleicht ist das der Grund, weshalb dort jeder explizite Bezug auf Hughes fehlt – Glaser selbst ist mit der pragmatistisch-interaktionistischen Theorie- und Methodentradition jedenfalls nur wenig vertraut. Anders Elihu Gerson, der in einem Erweiterungsvorschlag für Vergleichstechniken in der Grounded Theory ausdrücklich auf Hughes’ Verfahren der Extremvergleiche verweist (1991, S. 287, s. a. weiter unten).

Glaser und Strauss sehen in der Arbeit des kontinuierlichen Vergleichens die Quelle gegenstandsbezogener theoretischer Konzepte: „Dieses ständige Vergleichen von Vorkommnissen führt sehr bald zur Generierung von theoretischen Eigenschaften der Kategorie“ (Glaser und Strauss 1998). ‚Kategorie‘ steht hier für das theoretische Konzept, dessen strukturelle Eigenschaften sich erst aus der vergleichenden Analyse der durch dieses Konzept repräsentierten empirischen Phänomene ergeben (vgl. Fn 12). Für diesen analytischen Prozess schlägt die Grounded Theory eine Reihe von Mitteln und Verfahren vor, die allesamt das Ziel verfolgen, den Prozess stärker zu systematisieren und die intersubjektive Geltung der Ergebnisse zu verbessern. Insbesondere wird bei Strauss ein dreistufiger (bei Glaser ein zweistufiger, vgl. Glaser 1978, S. 55 ff.) Kodierprozess, ein systematisches Dimensionalisieren der Konzepte (Strauss 1991b, S. 41 ff.; Strauss und Corbin 1996, S. 50 ff.; Schatzman 1991) und ein als „Kodierparadigma“ bezeichnetes Set basaler generativer Fragen (Strauss 1991b, S. 56 ff.; Corbin und Strauss 2008, S. 89 f.) vorgeschlagen.

2.3 Kodieren

In der qualitativen Datenanalyse besteht eine zentrale Aufgabe darin, einen interpretativen Zugang zu den gewonnenen Datenmaterialien zu schaffen. Daten wie etwa Texte, Bilder, Filme, treten uns zunächst eher als ‚geschlossene Oberflächen‘

entgegen, denen es einen Sinn erst noch abzugewinnen gilt. Glaser und Strauss (1998, S. 107) wählen für diesen Vorgang die Bezeichnung „Kodieren“ und unterscheiden dabei zwei grundlegende Alternativen: Zum Zweck der Überprüfung einer Hypothese mag es möglich und angemessen sein, die Daten erst zu kodieren und dann zu analysieren. Dieser Vorstellung entspricht z. B. das von Philipp Mayring vorgeschlagene Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse, das vorwiegend mit jeweils schon existierenden Kategoriensystemen operiert (Mayring 2010). Anders aber liegt der Fall, wenn eine theoretische Rahmung noch nicht besteht und (in Form von Konzepten, Eigenschaften, Zusammenhangsmodellen) im Forschungsprozess erst noch erarbeitet werden soll. In dem Fall kann Kodieren nicht aus dem Subsumieren qualitativer Daten unter existierende Konzepte bestehen, eben weil diese theoretischen Begriffe noch gar nicht vorliegen. Da die Grounded Theory auf den letzteren Fall zielt, versteht sie Kodieren als den Prozess der Entwicklung von Konzepten in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material.

Glaser und Strauss legen allerdings besonderen Wert darauf, dass im Rahmen der Grounded Theory das Kodieren nicht einfach zu Gunsten der Analyse aufgegeben, sondern als Schritt der Systematisierung und Kontrolle der Theoriegenese beibehalten und expliziert wird (1998, S. 108). Statt also die Daten nur zu inspizieren, um dann die in der Entwicklung befindliche Theorie fortzuschreiben, insistiert die Grounded Theory darauf, das Material systematisch (wenngleich nicht zwangsläufig vollständig) zu kodieren, allerdings mit Codes auf der Basis theoretischer Konzepte und Kategorien, die erst sukzessive aus der kontinuierlich vergleichenden Analyse dieser Daten entwickelt werden müssen.

Strauss hat diesen noch gemeinsam mit Glaser entwickelten Grundgedanken des ständigen Vergleichens als Analysemodus später zu einem dreistufigen Kodierprozess ausgebaut, dessen einzelne Etappen weder als gegeneinander distinkt, noch als in einer festen Sequenzialität aufeinander folgend zu verstehen sind (vgl. Flick 2007, S. 387). Während das *offene* Kodieren dem ‚Aufbrechen‘ der Daten durch ein analytisches Herauspräparieren einzelner Phänomene und ihrer Eigenschaften dient, zielt das *axiale* Kodieren auf das Erarbeiten eines phänomenbezogenen Zusammenhangsmodells, d. h. es werden qualifizierte Beziehungen zwischen Konzepten am Material erarbeitet und im Wege kontinuierlichen Vergleichens geprüft. Abhängig von der sich entwickelnden Untersuchungsfrage und den Fortschritten beim offenen und axialen Kodieren erweisen sich typischerweise ein oder zwei theoretische Konzepte als zentral für die entstehende Theorie.⁶ Das *selektive* Kodieren zielt daher auf die Integration der bisher erarbeiteten theoretischen Konzepte in Bezug

⁶ In der klassischen medizinsoziologischen Studie *Awareness of Dying* über den Umgang mit Sterbenden im Krankenhaus war der „awareness context“ eine solche „Kernkategorie“ (Glaser und Strauss 1974).

auf diese wenigen „Kernkategorien“, d. h. es wird ein großer Teil des Materials re-kodiert, um die Beziehungen der verschiedenen gegenstandsbezogenen Konzepte zu den Kernkategorien zu klären und eine theoretische Schließung herbeizuführen.

Die Rede vom ‚Aufbrechen‘ des Materials als Funktion des offenen Kodierens mag zunächst etwas martialisch klingen, sie ergibt aber einen Sinn, wenn wir uns das Bild jener ‚geschlossenen Oberflächen‘ vergegenwärtigen, als die uns unser Material zunächst entgegen tritt. Wenn das Kodieren als Analyse nicht in die Gefahr geraten soll ‚fremde‘ Konzepte oberflächlich an die Daten heranzutragen, diese also nur als Illustrationen schon ‚gewusster‘ Konzepte zu benutzen, dann bedarf es einer Analysetechnik, die uns der Spezifik der jeweiligen Daten näher bringt. Glaser und Strauss waren an diesem Punkt zu Beginn noch recht vage. In *The discovery of Grounded Theory* führen sie zum Verfahren des ständigen Vergleichens im Wesentlichen nur „grundlegende definitorische Regeln“ ein: „Während Sie ein Vorkommnis für eine Kategorie kodieren, vergleichen Sie es mit vorhergehenden Vorkommnissen in derselben wie auch in anderen Gruppen, die zu der gleichen Kategorie kodiert wurden“ (1998, S. 112). Dieses Vergleichen der einzelnen Vorkommnisse zu einer Kategorie untereinander erlaubt es Gemeinsamkeiten festzustellen, die zu Merkmalen der Kategorie abstrahiert werden können, aber auch Unterschiede heraus zu finden, aus denen sich theorierelevante Unterscheidungen innerhalb der Kategorie, also so etwas wie ‚Subkategorien‘ entwickeln lassen. Dieser Vorschlag kann aber nicht schlüssig erklären, wie wir zunächst einmal aus ersten Daten überhaupt zu einem vorläufigen theoretischen Konzept gelangen, das dann mit der beschriebenen Vergleichstechnik weiter verfeinert werden kann. Zwar ließe sich allgemein argumentieren, dass genau an dieser Stelle im Forschungsprozess abduktive Schlüsse und das kreative Potenzial der Interpretationsgemeinschaft zum Tragen kommen. Leonard Schatzman und später dann Strauss und Corbin haben allerdings eine Reihe von Heuristiken für das offene Kodieren entwickelt, die geeignet sind, die Konzeptentwicklung im offenen und axialen Kodieren noch genauer und systematischer zu bestimmen. Diese Heuristiken werde ich im nächsten Abschnitt unter dem Begriff der „Dimensionalisierung“ behandeln.

Während das offene Kodieren eher einen breiten und noch wenig geordneten Zugang zum Datenmaterial schafft und eine Vielzahl untereinander unverbundener Konzepte und Kategorien erarbeitet, zielt das „axiale Kodieren“ (Strauss 1991b, S. 63) auf mögliche Zusammenhänge zwischen einer jeweiligen Kategorie und verschiedenen anderen Konzepten und Kategorien.⁷ Dabei werden hier noch stärker

⁷ Der anscheinend synonyme Gebrauch der Begriffe ‚Konzept‘ und ‚Kategorie‘ in vielen Texten zur Grounded Theory gibt mitunter Anlass zu Missverständnissen. Corbin und Strauss haben dabei eine dezidierte Differenz im Sinn: „Konzepte die sich als dem gleichen Phä-

als im offenen Kodieren Relevanzentscheidungen getroffen: Nicht alle im Material identifizierten Phänomene werden systematisch vergleichend auf ihre Ursachen, Umstände und Konsequenzen befragt, sondern nur diejenigen, von denen – nach dem vorläufigem Stand der Analyse – angenommen werden kann, dass sie für die Klärung der Forschungsfrage relevant sind oder sein könnten. Damit wird implizit eine Reihe zunächst sehr vager Hypothesen entwickelt, die im weiteren Gang der Analyse überprüft werden: Durch die Entscheidung Phänomen A näher zu untersuchen und axial zu kodieren, nehmen wir an, dass dieses Phänomen für unser theoretisches Modell von Bedeutung sein wird.

Diejenigen dieser Hypothesen, die sich als besonders fruchtbar erweisen, münden im Ergebnis in einigen wenigen zentralen Konzepten, die Strauss (1991b, S. 63) bzw. Strauss und Corbin (1996, S. 94) als „Schlüssel-“ oder „Kernkategorien“ („core categories“) bezeichnen. Ihre Bedeutung für die Gesamtfragestellung wird im „selektiven Kodieren“ dadurch überprüft, dass ihre Bezüge zu anderen nachgeordneten Kategorien und Subkategorien nun systematisch ausgearbeitet werden.⁸ Die analytische Frage dieses Arbeitsschritts lautet also: Steht die Kategorie X in einem Verhältnis zur angenommenen Schlüsselkategorie A und, wenn ja, in was für einem Verhältnis?

Dieser Arbeitsschritt impliziert eine Überarbeitung der bisherigen Kodierungen – und wirft damit die Frage nach deren ‚Gültigkeit‘ auf: Wenn Kodes und definitive Beziehungen zwischen Kodes (bzw. den dahinter stehenden Konzepten) im Verlauf des selektiven Kodierens revidiert werden, waren dann die ursprünglichen Kodierungen ‚falsch‘ oder ‚ungültig‘? Die Antwort lautet in der Regel: weder noch. Denn was mit dem selektiven Kodieren an Kodierungen verändert wird, ist nicht eine Korrektur im Sinne der Verbesserung fehlerhafter Kodierungen, sondern eine Neujustierung der analytischen Perspektive: Was bislang in Bezug auf eine Reihe unterschiedlicher, im Projektverlauf immer wieder modifizierter, tentativer Sichtweisen kodiert wurde, soll im selektiven Kodieren nun insgesamt auf eine einheitliche Analyseperspektive hin überarbeitet werden. Das Ergebnis ist weder in einem höheren Maße richtig, noch kommt ihm eine erhöhte Gültigkeit zu. Am Ende des selektiven Kodierens sollte aber die Analyse im Hinblick auf die

nomen zugehörig erweisen, werden so gruppiert, dass sie Kategorien bilden. Nicht alle Konzepte werden Kategorien. Letztere sind hochrangigere, abstraktere Konzepte als die, die sie repräsentieren“ (Corbin und Strauss 1990, S. 420).

⁸ Selektives Kodieren definieren Strauss und Corbin als „Prozeß des Auswählens der Kernkategorie, des systematischen In-Beziehung-Setzens der Kernkategorie mit anderen Kategorien, der Validierung dieser Beziehungen und des Auffüllens von Kategorien, die einer weiteren Verfeinerung und Entwicklung bedürfen“ (Strauss und Corbin 1996, S. 94).

Forschungsfrage ein höheres Maß an Konsistenz aufweisen als nach dem axialen Kodieren.

Weshalb sowohl Glaser (1978, S. 61) als auch Strauss und Corbin (1996, S. 99) zu einer größtmöglichen Beschränkung der Zahl der Kernkategorien raten, erschließt sich auch vom Ziel der Einheitlichkeit der Analyseperspektive und damit der Eindeutigkeit der sukzessiven Entwicklung der Forschungsfrage her: Auf eine präzise gestellte Untersuchungsfrage wird meist ein einziges zentrales Konzept die wesentliche Antwort liefern können. Genau dies ist das Ziel. In dem Moment, in dem sich mehrere Kernkategorien anzubieten scheinen, zeigt eine genauere Betrachtung oft, dass jedes dieser Konzepte auf eine jeweils etwas variierte Untersuchungsfrage antwortet.

2.4 Dimensionalisieren

Gerade die Kodierarbeit – und hier insbesondere das offene Kodieren – macht den Kern dessen aus, was Strauss für die Grounded Theory von einer ‚Kunstlehre‘ sprechen lässt. Man muss sich in die Daten ‚einfühlen‘, Erfahrung und Intuition einbringen; unterschiedliche Interpretationen werden zwangsläufig zu divergierenden Sichtweisen gelangen – alles Vorstellungen, die auf den ersten Blick mit dem landläufigen Verständnis von Wissenschaftlichkeit nicht viel zu tun zu haben scheinen und die im Zentrum jenes Argwohns stehen, mit dem etwa Vertreter des Kritischen Rationalismus hermeneutische oder interpretative Verfahren beäugen (in sehr überzogener Form z. B. Holweg 2005).

Auch wenn die Grounded Theory eine andere Auffassung von Wissenschaft, Theorie und Wirklichkeit vertritt als nomologisch-deduktive Ansätze, bedarf es auch hier unterstützender Verfahren, um die für die Generierung neuen wissenschaftlichen Wissens unverzichtbare interpretative Auseinandersetzung der Forschenden mit ihren Daten zu systematisieren. Für die drei Kodiermodi bietet die Grounded Theory unterschiedliche Verfahren der systematischen und theoriegenerativen Befragung von Daten. Für das offene Kodieren ist das vor allem jene ausdifferenzierte Heuristik des Vergleichens, bei der durch kontrastive Verfahren versucht wird, alle Facetten eines jeweiligen Phänomens detailliert und vollständig herauszuarbeiten und in die theoretische Kategorie einfließen zu lassen, es – wie es in der Grounded Theory genannt wird – zu ‚dimensionalisieren‘.

Dies geschieht etwa mit „weithergeholten Vergleichen“ (Strauss und Corbin 1996, S. 69 f.), bei denen die fraglichen Phänomene mit auf den ersten Blick weit entfernt liegenden Phänomenen konfrontiert und auf Ähnlichkeiten und Unterschiede

befragt werden. Strauss und Corbin knüpfen hier an die Feldforschungstechniken von E. C. Hughes (Hughes 1971) an, dessen bevorzugte Illustration des Verfahrens in der Frage „How is a priest like a prostitute?“ gipfelte (vgl. Gerson 1991, S. 287).⁹ Ian Dey (1999) kritisiert zwar Glasers ursprüngliche Heuristik des Klassifizierens nach Ähnlichkeit/Unähnlichkeit als zu eingeschränkt, vergisst aber zu bemerken, dass spätere Arbeiten in der Strauss-Linie hier deutlich ausgefeiltere Heuristiken entwickelt haben. Neben Elihu Gerson (1991), der eine Klassifikation relevanter Vergleichsheuristiken entwickelt hat, ist hier vor allem Leonard Schatzman (1991) zu nennen, der dieses Verfahren als „dimensional analysis“ bezeichnet und dabei den Aspekt der Multiperspektivität der Daten und ihrer Interpretation explizit einführt, der bei Strauss überwiegend implizit mitgeführt wird.

Schatzman, ein langjähriger Lehr- und Forschungskollege von Strauss in San Francisco (Schatzman und Strauss 1973), hat die dimensionale Analyse bereits Anfang der 1970er Jahre als Konsequenz seiner Erfahrungen mit Lehrveranstaltungen zur Grounded Theory entwickelt, jedoch erst anlässlich der Festschrift für Strauss 1991 publiziert. In Lehrveranstaltungen war ihm aufgefallen, dass Studierende, die Grounded Theory bei Strauss studiert hatten, sich schwer damit taten, eine konsistente Form des offenen Kodierens zu entwickeln. Schatzman führte das darauf zurück, dass Strauss in seiner Kodierarbeit implizit Entscheidungen über analytische Perspektiven vornahm und zwischen diesen Perspektiven ebenso unausgesprochen hin und her wechselte:

Ich stellte fest, dass das, was inkonsistent erschien, nicht eine Eigenschaft von Strauss' logischem Denken war, sondern der Art, wie er Perspektiven auf die Daten entwickelte. Indem er einzelne Kodes unterschiedlichen Perspektiven zuordnete, veränderte er auch ihre Bedeutung und machte so ihre unterschiedliche Verortung in einer hinterliegenden Matrix der betreffenden Begriffe erforderlich. (Schatzman 1991, S. 308)

Die dimensionale Analyse stellt den Versuch dar, diese impliziten Entscheidungen explizit zu machen und zu systematisieren. Für Schatzman ist sie ein funktionales Äquivalent zum offenen, nicht zum axialen Kodieren, er betont aber die Besonderheit der analytischen Vorgehensweise:

Wenngleich funktional äquivalent zum offenen Kodieren, unterscheidet sich doch diese Vorgehensweise vor allem durch das Erfordernis, alle Kodes als Erfahrungsdimensionen anzulegen, ohne zunächst zu berücksichtigen, ob sie als Strukturen oder

⁹ Der zunächst abwegig erscheinende Vergleich erbringt neben offenkundigen Unterschieden in der Tat einige erstaunliche Parallelen: Beide erbringen eine öffentliche Dienstleistung, für beide ist Verschwiegenheit ein zentraler Bestandteil ihres Berufsethos und in beider Praxis sind Formen seelsorgerischer Gespräche mit ihren Klienten zentral.

als Prozesse, als Kontext oder als Bedingung ‚erscheinen‘. Beim Dimensionalisieren versucht der Analyst Erfahrungen zu identifizieren, die auf die methodische Frage (und Perspektive) antworten, was hier alles involviert ist. Diese Frage ist von zentraler Bedeutung, denn die ‚frühere Analyse‘ wird als mit der Identifizierung und Verortung, nicht aber mit der Bedeutung von Dingen befasst gesehen. ‚Späte Analysen‘ sind dann integrativ und kenntnisreich genug um den Konzepten Bedeutungen zuzuschreiben. (Schatzman 1991, S. 310)

Dimensionalisierung zielt also, wie von Strauss für das offene Kodieren gefordert, auf die Erzeugung analytischer Vielfalt und nicht auf Reduktion durch Integration. Diese Vielfalt der möglichen Sichtweisen wird im Prozess der Dimensionalisierung abstrahiert, indem sie in theoretische Begriffe gefasst wird: „... ‚Dimensionalisierung‘ – ein zentraler analytischer Prozess für die Abstraktion der Vielfalt von Aspekten, die als Bestandteil der fraglichen Komplexität aufgefasst werden“ (Schatzman 1991, S. 310).

Ähnlich wie Fritz Schütze in seiner methodischen Intergration der „Zugzwänge des Erzählens“ im Rahmen der Narrationsanalyse geht Schatzman davon aus, dass wir schon in der Alltagskommunikation immer dann, wenn wir auf Probleme stoßen, also das aktuelle Phänomen weder spontan wiedererkennen noch erinnern, alles Gehörte oder Wahrgenommene einer Art von Plausibilitätsprüfung unterziehen und dabei eine Reihe von Dimensionen als Prüfkriterien heranziehen: Ist die Geschichte in Bezug auf Ursachen, Konsequenzen, Handlungsverläufe und Kontext plausibel (Schatzman 1991, S. 308 f.)? Genau das sind auch die Fragen, die man laut Narrationsanalyse als Zuhörer in narrativen Situationen an die Geschichten herantragen soll, und von deren Relevanz auch die Erzählpersonen bei der Komposition ihrer Geschichte in der Regel geleitet sind – worin dann für die Analyse narrativer Interviews der entscheidende Ansatzpunkt liegt (vgl. zur Narrationsanalyse Schütze 1984).

Dimensionale Analysen bei Schatzman bestehen im Kern darin, tentativ die Perspektive von Akteuren zu übernehmen und deren Handlungsalternativen auszubuchstabieren.¹⁰ Die Erwägungen der Forschenden im Analyseprozess betrachtet er als „Erfahrungsdimensionen“, die das Repertoire der Handelnden für die Konstruktion der jeweiligen Situation abbilden, denn:

Man kann nicht eine problematische Situation definieren, ohne zumindest zu beginnen sie zu konstruieren, denn die Natur liefert nicht so etwas wie ‚Situationen‘. Das

¹⁰ Dimensionale Analyse im Sinne der Grounded Theory sollte jedoch nicht mit der von Kromrey (2009, S. 107 ff.) detailliert dargelegten dimensional Analysis im Rahmen von Nominaldefinitionen bei der Operationalisierung von Forschungsfragen in hypothetiko-deduktiv orientierter Forschung verwechselt werden.

Hervorzaubern (...), Zusammensetzen und Konfigurieren oder zu Mustern ordnen der Komponenten der Situation *ist*, dimensional betrachtet, Analyse. (Schatzman 1991, S. 307)

Hier gibt es ersichtlich einige Ähnlichkeiten zur Konstruktion von „Lesarten“ in der Objektiven Hermeneutik (vgl. Wernet 2001), allerdings unter anderen epistemologischen und sozialtheoretischen Rahmenannahmen, denn Schatzman bezieht sich auf ein pragmatistisches Situationsmodell, das Struktur weniger deterministisch versteht als etwa Oevermann und sich eher an das Thomas-Theorem der Situationsdefinition anlehnt (Thomas und Thomas 1928, S. 572).

In einem Punkt ist der Vorschlag von Schatzman allerdings nicht ganz konsistent und steht in auffälligem Kontrast zu seinem eigenen Vorsatz: Als Mittel zur analytischen Erarbeitung unterschiedlicher denkmöglicher Perspektiven entwickelt er ein „Matrix“ genanntes Schema, das nicht mehr auf offenes Kodieren zielt, sondern bereits deutlich Züge eines integrativ orientierten Analyseverfahrens trägt. Das Problem entsteht mit dem Anspruch, für die jeweilige Perspektive ein „Erklärungsparadigma“¹¹ zu entwickeln. Dazu sollen jeweils Kontext, Bedingungen, Handlungen und Prozesse sowie deren Konsequenzen aus dem Material erarbeitet werden. Gerade dieses Verfahren werden wir im nächsten Abschnitt als Kern des axialen Kodierens und das dabei verwendete allgemeine Interaktionsmodell als Kodierparadigma kennen lernen.¹²

Strauss und Corbin haben den Begriff der Dimensionalisierung in etwas modifizierter Form in den Forschungsstil der Grounded Theory eingeführt. Bei ihnen sind Dimensionen „Anordnungen von Eigenschaften auf einem Kontinuum“ und Dimensionalisieren ist für sie „der Prozeß des Aufbrechens einer Eigenschaft in ihre Dimensionen“ (Strauss und Corbin 1996, S. 43). Das dimensionale Kontinuum kann man sich als einen bipolaren Möglichkeitsraum vorstellen, innerhalb dessen eine Eigenschaft einer Kategorie eine konkrete empirische Ausprägung annehmen kann: Die Kategorie ‚Beziehungskonflikt‘ etwa hat unter anderem die

¹¹ In der amerikanischen Wissenschaftssprache ist man mit dem Paradigma-Begriff mitunter etwas schnell bei der Hand; was Schatzman hier meint würden wir wohl eher etwas vorsichtiger als „Erklärungsansatz“ bezeichnen.

¹² Die recht klare Unterscheidung in einen „offenes Kodieren“ genannten und auf die Maximierung von Perspektiven gerichteten Analysemodus einerseits und einen auf ursächliches Erklären und auf die Rekonstruktion von Zusammenhängen gerichteten „axialen“ Modus hat sich in der Grounded Theory erst sukzessive etabliert. Strauss führt zwar in seinem Lehrbuch ab 1987 das „Kodierparadigma“ ein (Strauss 1991b, S. 56 ff.), lässt allerdings noch weitgehend offen, in welcher Kodierphase es Verwendung finden soll. Erst in der sehr didaktischen und mitunter etwas schematisch wirkenden Lehrbuchversion von Strauss und Corbin (1996, S. 75 ff.) wird das Kodierparadigma eindeutig dem axialen Kodiermodus zugeordnet.

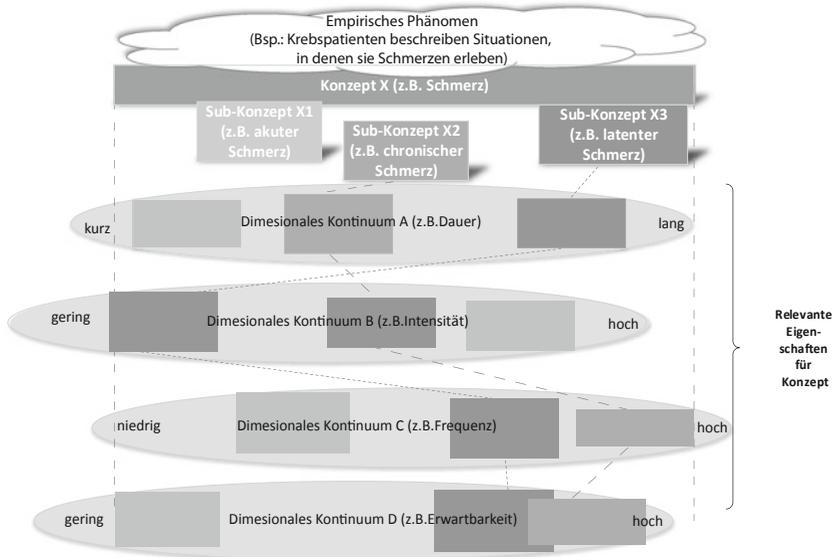


Abb. 2.2 Dimensionalisieren am Beispiel der Kategorie „Schmerz“

Eigenschaft ‚Offenheit‘, das heißt ein Beziehungskonflikt kann mehr oder weniger offen prozessieren und dieses Ausmaß kann über den Prozess hinweg variieren). Empirische Fälle von Beziehungskonflikten lassen sich also immer an einer bestimmten Position innerhalb des „dimensionalen Kontinuums“ der abstrakten Eigenschaft („Offenheit“) verorten (vgl. Abb. 2.2).

Die allgemeinen Eigenschaften einer Kategorie zu kennen, ist laut Strauss und Corbin bedeutsam, „weil diese ... die gesamte Reichweite der Dimensionen vermitteln, über die eine Kategorie variieren kann“ (Strauss und Corbin 1996, S. 51). Mit anderen Worten: Um feststellen zu können, was sowohl das Spezifische des Vorkommens eines Phänomens in einem bestimmten Fall ausmacht, aber auch was die verbindende Gemeinsamkeit verschiedener Phänomene ist, die wir als in einer bestimmten Perspektive gleichartig in einer Kategorie zusammenfassen wollen, müssen wir die Variationsmöglichkeiten der relevanten Eigenschaften kennen bzw. uns analytisch erarbeiten: „Jedes Auftreten einer Kategorie besitzt danach ein einzigartiges *dimensionales Profil*. Mehrere dieser Profile können zu einem *Muster* gruppiert werden. Das dimensionale Profil repräsentiert die *spezifischen Eigenschaften* eines Phänomens unter einem gegebenen Satz von Bedingungen.“ (Strauss und Corbin 1996, S. 51).

Im Arbeitsschritt des Dimensionalisierens wird also die Spezifik eines einzelnen Vorkommnisses in den Daten als Summe von ‚Merkmalsausprägungen‘ beschrieben, die im Wege systematischen Vergleichens gewonnen wurden – mit „weithergeholten“, theoretischen oder imaginierten Vergleichsfällen, aber sehr wesentlich auch mit anderen Vorkommnissen in den Daten. Diese Variante kontinuierlichen Vergleichens verbindet verschiedene Konzepte zu Kategorien, indem Konzepte unter Betonung derjenigen ihrer Merkmale oder Dimensionen zusammengefasst werden, die sie miteinander teilen und die für die Kategorie wesentlich zu sein versprechen. Darin liegt also der Kern eines Verfahrens der Typenbildung.

Eigenschaften der untersuchten Phänomene, die im Wege des Vergleichs zu Tage gefördert werden, verweisen gleichermaßen zurück in die schon vorliegenden Daten *und* geben Anlass zur Erhebung ausgewählter zusätzlicher Daten im Wege des theoretischen Sampling. Dies ist ein zentraler Modus der Verknüpfung von Erhebung, Analyse und Theoriebildung und bei sorgsamer Durchführung zugleich ein Garant für theoretisch dichte und in sich hinreichend differenzierte Konzepte.

2.5 Kodierparadigma

Das Kodierparadigma ist kein Teil des originären Entwurfs des Verfahrens in *The Discovery of Grounded Theory*. Es wurde von Strauss erst in seiner 1987 (dt. 1991) als *Qualitative analysis for social scientists* publizierten Weiterentwicklung der Grounded Theory eingeführt. Bei der Analyse der Zusammenhänge zwischen Konzepten sollen dem Vorschlag zufolge Fragen nach (1) Ursachen der zu untersuchenden (2) Phänomene, deren (3) Kontext, relevanten (4) intervenierenden Bedingungen, phänomenbezogenen (5) Handlungen und Strategien sowie deren (6) Konsequenzen in theoriegenerativer Absicht an das Material herangetragen werden, um damit die zuvor isoliert betrachteten Phänomene in einen Strukturzusammenhang zu bringen (vgl. Strauss 1991b, S. 56 f.; Strauss und Corbin 1996, S. 78 ff.).¹³

Die Art der Fragen (s. Abb. 2.3) erinnert ein wenig an die ‚6 W’s des Journalismus‘, jene sechs (mitunter ist auch nur die Rede von fünf) mit ‚W‘ beginnenden

¹³ Die Fassung des Kodierparadigma bei Strauss & Corbin unterscheidet sich leicht von der originären Fassung im Lehrbuch von Strauss. Spricht letzterer zunächst nur von „den Bedingungen, der Interaktion zwischen den Akteuren, den Strategien und Taktiken, den Konsequenzen“ (1991, S. 57), so präzisieren Strauss und Corbin wenige Jahre später die Liste und sprechen von „ursächlichen Bedingungen“, „Phänomen“, „Intervenierenden Bedingungen“, „Handlungs- und interaktionale(n) Strategien“ sowie „Konsequenzen“ (1996, S. 78).

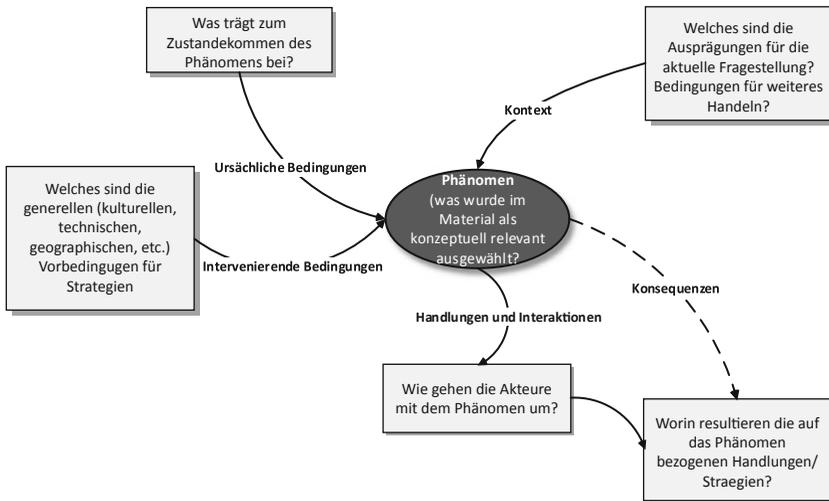


Abb. 2.3 Kodierparadigma nach Strauss

Fragen, die jede Journalistin in ihrem Bericht stellen (und beantworten) sollte: Wer? Was? Wo? Wann? Wie? Warum? Zugleich sind die Fragen des Kodierparadigmas im Wesentlichen nur die systematische Formulierung all jener Fragen, mit denen wir im Alltag den Sinn von Ereignissen zu erschließen versuchen, indem wir nach Zusammenhängen suchen – auch hier zeigt sich, wie stark die Grounded Theory an Alltagsheuristiken anknüpft und deren Bedeutung für wissenschaftliches Handeln unter Beweis stellt.

Das Kodierparadigma ist (zumindest seit Strauss & Corbin; vgl. Fn17) ein Vorschlag zur Anleitung und Systematisierung gerade des axialen Kodierens, bei dem „um die Achse“ einer Kategorie bzw. eines Konzeptes herum kodiert werden soll. Dieses Konzept ist die theoretische Fassung dessen, was im Kodierparadigma als „Phänomen“ bezeichnet wird: Ein von uns begrifflich gefasstes – und insofern theoretisiertes – Vorkommnis in den Daten, dessen Kontext es in diesem Analyseschritt aufzuarbeiten gilt. Mitunter entsteht gerade bei Neulingen in der Arbeit mit dem Kodierparadigma einige Unsicherheit über die Reichweite der anzustrebenden konzeptuellen Einbindung des jeweiligen Phänomens – und dementsprechend über die Frage, was als Phänomen gelten kann. Hier ist gerade im Unterschied zum selektiven Kodieren wichtig, dass das axiale Kodieren sich explizit einzelnen empirischen Vorkommnissen sowie deren Variationen und Abstraktionen zuwendet. Es

geht nicht um die Beantwortung der umfassenden Forschungsfrage, sondern um die Erklärung des Zustandekommens und der Konsequenzen eines bestimmten Ereignisses bzw. eines bestimmten Typs von Ereignissen.

Man kann sich axiale Kodierungen wie ‚Schnitte‘ durch das Material vorstellen: Es wird nur die ‚dünne Schicht‘ der Zusammenhänge rund um eines von einer ganzen Reihe von Phänomenen herausgearbeitet, die zunächst als solche verstanden und erklärt sein müssen, bevor wir eine umfassendere Theorie des untersuchten Feldes erarbeiten können. Andererseits sind viele der zunächst einzeln betrachteten Phänomene in vielfältiger Weise miteinander verbunden und in die am Kodierparadigma orientierten Zusammenhangsmodelle in unterschiedlichen Konstellationen integriert – je nachdem, auf welchem Phänomen aktuell der analytische Fokus liegt. So kann was im einem Zusammenhangsmodell eine Handlung in Bezug auf das interessierende Phänomen ist, in einem auf ein anderes Phänomen fokussierenden Modell etwa als ursächliche Bedingung oder als Kontext relevant sein – oder auch ganz außer Betracht bleiben. Die im Kodierparadigma angelegten Zuschreibungen sind also *relationale* Eigenschaften, die nicht der einen oder der anderen Entität, sondern nur dem Zusammenhang zwischen ihnen zuzuschreiben ist: Für die Schmerzsymptomatik eines Patienten mögen die handwerklichen Mängel eines jungen, unerfahrenen Assistenzarztes beim Nageln eines komplexen Knochenbruchs kausal sein, während sie in Bezug auf die Analyse der Beziehung zwischen der Chefärztin und ihren Assistenten eine der resultierenden Konsequenzen sein mag (etwa wenn die Vorgesetzte als Ausbilderin ihren Mitarbeitern zu wenig Anleitung und Praxiserfahrung angediehen lässt).

Ein häufiges Problem bei der Handhabung des Kodierparadigmas stellt die Unterscheidung in „Kontext“ und „intervenierende Bedingungen“ dar. Häufig besteht die Neigung der Interpretinnen darin, alles was nicht „Phänomen“, „Ursache“, „Strategie“ oder „Konsequenz“ ist, als „Kontext“ des Phänomens aufzufassen, Kontext also ähnlich einer Residualkategorie zu gebrauchen. In einem eher alltagssprachlichen Sinn ist das gewiss nicht falsch, für die Zwecke einer wissenschaftlichen Analyse jedoch zu ungenau. Abgesehen davon, dass für analytische Zwecke unter Kontext nur fallen sollte, was nachweislich zum Verständnis des Phänomens in der konkreten Ausprägung relevant ist, führen Strauss und Corbin noch eine weitere Differenzierung ein, die in Bezug auf die Theoriebildung nützlich ist. Als „Kontext“ verstehen sie

die spezifische Reihe von Eigenschaften, die zu einem Phänomen gehören; d. h. die Lage der Ereignisse oder Vorfälle in einem dimensional Bereich, die sich auf ein Phänomen beziehen. Der Kontext stellt den besonderen Satz von Bedingungen dar, in dem die Handlungs- und interaktionalen Strategien stattfinden. (Strauss und Corbin 1996, S. 75)

Hier finden die Ergebnisse der dimensionalen Analyse zu einem jeweiligen Phänomen ihren Platz: etwa die spezifische Ausprägung der Schmerzsymptomatik eines Patienten (z. B. heftig pochend, in unregelmäßigen Intervallen wiederkehrend etc.). Unter „intervenierenden Bedingungen“ verstehen Strauss und Corbin hingegen eher den weiteren, strukturellen und nicht notwendig fallspezifischen Kontext. Sie fassen dies als

Die strukturellen Bedingungen, die auf die Handlungs- und interaktionalen Strategien einwirken, die sich auf ein bestimmtes Phänomen beziehen. Sie erleichtern oder hemmen die verwendeten Strategien innerhalb eines spezifischen Kontexts. (Strauss und Corbin 1996, S. 75)

Schon an den Formulierungen dieser beiden Definitionen lässt sich ersehen, dass die Unterscheidung eher graduell als kategorial zu verstehen ist: Auch die verschiedenen Aspekte des Kontext „erleichtern oder hemmen“ die Handlungsstrategien der Akteure, und die komplette Konstellation struktureller Bedingungen, die im Einzelfall eines Phänomens zum Tragen kommen, stellt in gewisser Hinsicht ebenfalls eine „spezifische“ Eigenschaft des Phänomens dar. Für die Theoriebildung ist es wichtig den Unterschied zwischen konkreten, eher situationsgebundenen Eigenschaften des Phänomens und allgemeinen, eher sozialstrukturellen, ökonomischen etc. Zusammenhängen im Blick zu behalten, um das Verhältnis von Fallspezifik und verallgemeinerbaren Strukturmerkmalen angemessen konzipieren zu können.

Nicht gemeint ist mit „strukturellen“, intervenierenden Bedingungen jedoch, dass diese etwa deterministisch in die situative Handlungsfähigkeit der Akteure hineinragen. Die pragmatistisch-interaktionistische Theorietradition, aus der die Grounded Theory hervorgegangen ist, würde hier allemal eher das Bild einer situativ gebundenen Rekonstruktion von Strukturzusammenhängen in der handelnden Auseinandersetzung mit den sozialen und materiellen Gegebenheiten der Situation wählen. ‚Intervenierend‘ sind strukturelle Bedingungen insofern, als die Handelnden in ihrem Handeln auf sie treffen und mit ihnen umgehen müssen: Selbst ein Nichtbeachten hätte in jedem Fall Konsequenzen. Allerdings trifft die Grounded Theory hier keine grundsätzliche Theorieentscheidung: ob Strukturen determinierend oder als fortwährende Neuerzeugungen menschlichen Handelns verstanden werden, ist nicht durch die Methodologie vorentschieden – auch wenn die Affinität zwischen Grounded Theory und Interaktionismus nicht zufällig besonders hoch ist.

Strauss und Corbin (1996, S. 132 ff. und Corbin und Strauss 2008, S. 90 ff.) haben die im Kodierparadigma nur allgemein adressierten intervenierenden Bedingungen in einer „conditional matrix“ weiter ausdifferenziert. Bei diesem Schema aus konzentrischen Ringen (Abb. 2.4), auf denen unterschiedliche Strukturebenen von

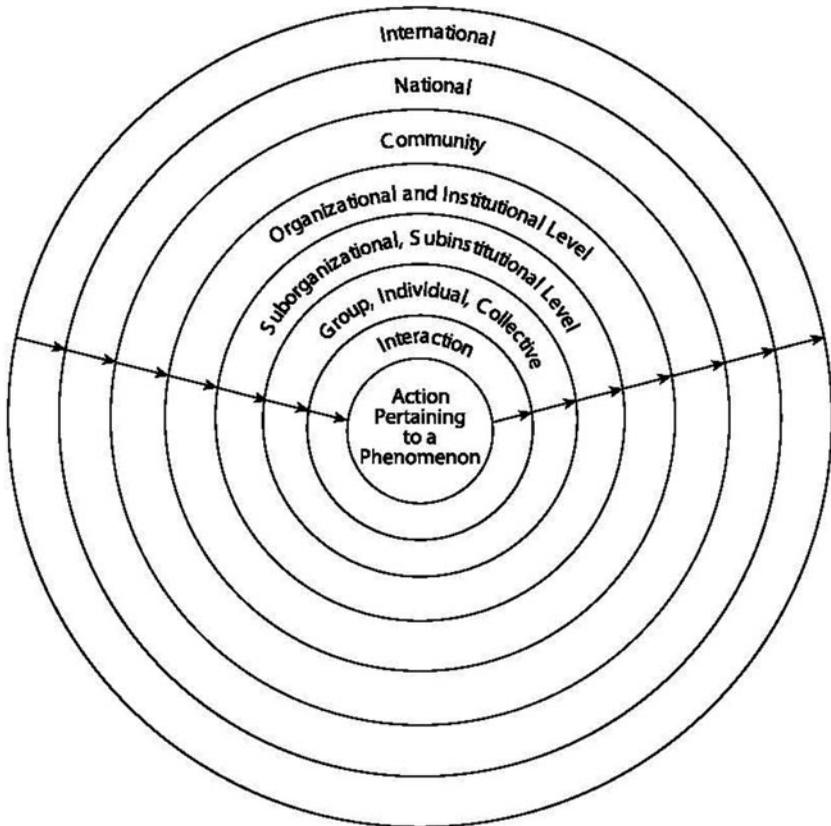


Abb. 2.4 Conditional Matrix (aus Corbin und Strauss 2008, S. 94)

Sozialität abgetragen sind, zeigt sich der kontinuierliche Übergang von interaktionalen Face-to-Face-Situationen zu meso- und makrosozialen Strukturmomenten und zurück. Damit soll verdeutlicht werden, dass die zu analysierenden Phänomene nicht nur von intervenierenden Bedingungen auf verschiedenen Ebenen gerahmt werden, sondern ihrerseits zur Reproduktion eben dieser Bedingungen ihren Beitrag leisten.¹⁴

¹⁴ In Kap. 7 wird sich zeigen, dass Adele Clarke den bei Corbin und Strauss angedeuteten engeren Situationsbegriff und die Dichotomie von Situation und Kontext kritisiert und in ih-

2.6 Theoretisches Sampling

Das iterativ-zyklische Prozessmodell der Grounded Theory mit seinem engen zeitlichen Ineinandergreifen von Materialgewinnung, analyse und Theoriebildung bleibt nicht ohne Folgen für die Gestaltung der Auswahlverfahren für Fälle und Daten: Die Auswahl der zu erhebenden und zu analysierenden Daten kann bei dieser Vorgehensweise nicht nach einem Auswahlplan organisiert werden, der vorab festgelegt und von gegenstandsunspezifischen (z. B. methodologischen) Regeln bestimmt wurde, sondern muss auf Basis der analytischen Fragen erfolgen, die der bisherige Stand der Theoriebildung am konkreten Projekt aufwirft. Strauss und Glaser bezeichnen diese Art von Auswahlverfahren im Rahmen der *Grounded Theory* als „Theoretical Sampling“ und definieren dies folgendermaßen:

Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozeß der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozeß der Datenerhebung wird durch die im Entstehen begriffene – materiale oder formale – Theorie kontrolliert. (Glaser und Strauss 1998, S. 53)

Praktisch stellt sich das theoretische Sampling als eine Kette aufeinander aufbauender Auswahlentscheidungen entlang des Forschungsprozesses dar, wobei die Auswahlkriterien im Verlauf der Projektes zunehmend spezifischer und eindeutiger werden (Morse 2007; Strübing 2013, S. 116 ff.). Da eine eigene empirisch begründete Theorie über den Untersuchungsgegenstand zu Beginn eines Projektes noch nicht vorliegt, erfolgt die Auswahl eines oder weniger erster Fälle auf der Basis theoretischer und praktischer Vorkenntnisse, die hier jedoch – im Unterschied zum „theoretischen Rahmen“ in nonomologisch-deduktiven Forschungsstrategien – als „sensibilisierende Konzepte“ (vgl. Blumer 1954) zum Tragen kommen. Als solche haben sie die Funktion, tentativ Fragen und Untersuchungsperspektiven zu generieren und dienen folglich nicht der Ableitung von Hypothesen. Daran anschließende Auswahlentscheidungen werden dann auf der Basis jener gegenstandsbezogenen theoretischen Konzepte getroffen, die sich aus der Analyse der ersten Falldaten ergeben.¹⁵ Praktisches Mittel dazu sind insbesondere sogenannte

rer „Situational Analysis“ einen entgrenzten Situationsbegriff und entsprechend modifizierte Heuristiken vorschlägt.

¹⁵ Hier zeigt sich eine Parallele zur „analytischen Induktion“, wie sie Florian Zaniecki schon in den 1930er Jahren geprägt hat. Auch er hatte bereits auf den Vorrang der Abstraktion vor der Generalisierung hingewiesen. In seinem Bemühen, die analytische Induktion von der enumerativen oder statistischen Induktion positiv abzusetzen, diskreditiert er allerdings

„generative Fragen“, die im Verlauf der Analyse herausgearbeitet werden. Das neu hinzugezogene Material wird dabei mit dem Ziel ausgesucht, im Wege ständigen Vergleichens sowohl neue Eigenschaften und Dimensionen der vorliegenden Konzepte herauszuarbeiten als auch weitere Konzepte zu entwickeln. Die erarbeitete Theorie, die dadurch sukzessive differenzierter und reichhaltiger wird, kontrolliert insofern den weiteren Sampling-Prozess, als jede Auswahlentscheidung aus den Postulaten dieser Theorie abzuleiten ist. Dabei kommen den einzelnen Sampling-Schritten je nach Stand der analytischen Arbeit unterschiedliche Funktionen zu. In Phasen des *offenen Kodierens* zielt das theoretische Sampling auf Material, das gute Chancen bietet, möglichst viele thematisch relevante Konzepte zu erarbeiten und deren Eigenschaften und Dimensionen systematisch zu entwickeln. Es geht also um eine Maximierung potentieller Lesarten und Perspektiven. Beim *axialen Kodieren*, das auf die Erarbeitung von Zusammenhängen zwischen Kategorien und Konzepten zielt, ändert sich auch der Fokus der Auswahlentscheidungen: Die Auswahl von Fällen und Daten richtet sich nun primär auf die zuvor am Material erarbeiteten tentativen Zusammenhangshypothesen und ihre Überprüfung. In der Phase des *selektiven Kodierens* schließlich ist die Sampling-Strategie dann stärker auf das Schließen von Lücken in der Theorie sowie auf deren Überprüfung ausgerichtet. Hierzu wird zwar weiterhin neues Fallmaterial erhoben, aber auch verstärkt bereits vorhandenes Material unter zusätzlichen Gesichtspunkten erneut ausgewählt und analysiert (Strauss und Corbin 1996, S. 156 ff.). In der Praxis empirischer Forschung ist es allerdings mitunter kaum möglich, die Datengewinnung über einen relativ langen Zeitraum zu strecken und jederzeit – nach den im Theoriebildungsprozess sich entwickelnden Erfordernissen – ins ‚Feld‘ zurückzukehren. Gerade bei Feldforschung oder bei Unternehmensfallstudien sind die Zugänge teilweise auf einen bestimmten kürzeren Zeitraum beschränkt. Diese Einschränkungen stehen dem theoretischen Sampling aber nicht entgegen. Denn meist lassen sich reichhaltige Daten auf Vorrat gewinnen, die dann je nach Theoriefortschritt in geeigneter Weise in Strategien minimalen oder maximalen Vergleichens einbezogen werden können.

Theoretisches Sampling ist in jeder Prozessetappe eng mit dem *Kriterium der theoretischen Sättigung* verbunden: Wenn die zur Prüfung bestimmter theoretischer Konzepte systematisch und fortgesetzt erhobenen Daten diese nicht nur bestätigen, sondern auch keine weiteren Eigenschaften der Konzepte mehr erbringen, wird die Sampling-Strategie modifiziert: Ging es zunächst darum, in Bezug auf das untersuchte Phänomen möglichst homogene Fälle zu untersuchen, so wird nach

die heuristische Leistung des Fallvergleichs ganz unnötig (Znaniecki 2004, S. 254 f.). Diesen methodenhistorischen Irrtum korrigieren Glaser und Strauss mit der Grounded Theory.

dem Erreichen der theoretischen Sättigung diese *Strategie des minimalen Vergleichs* von einer *Strategie des maximalen Vergleichs* abgelöst, d. h. es werden nun systematisch Daten zu Falldomänen ausgesucht, die gute Chancen haben, abweichende Ausprägungen des Phänomens aufzuweisen (Glaser und Strauss 1998, S. 62 f.). Damit lassen sich Variationen bereits erarbeiteter ebenso wie bislang noch unbekannte Konzepte entwickeln, aber auch Indikatoren für die Kontextbedingungen gewinnen, unter denen bestimmte Phänomene typischerweise auftreten.

Diese Art des auf Theoriegenese statt auf Theorietest gerichteten Samplings zielt ersichtlich nicht auf die in statistischen Samplingverfahren angestrebte Repräsentativität der Stichprobe für eine bestimmte Grundgesamtheit. Angestrebt wird vielmehr eine *konzeptuelle Repräsentativität*, d. h. es soll Material zu allen Fälle und Ereignissen erhoben werden, die für eine vollständige analytische Entwicklung sämtlicher Eigenschaften und Dimensionen der in der jeweiligen gegenstandsbezogenen Theorie relevanten Konzepte und Kategorien erforderlich sind (vgl. S. 89). Daher werden auch nicht wirklich Personen oder Organisationen ausgewählt, sondern nach dem Kontext ihres Entstehens differenzierte Ereignisse (Strauss und Corbin 1996, S. 149).

Dem theoretischen Sampling liegt die im nächsten Kapitel ausführlicher dargestellte forschungslogische Vorstellung einer sukzessiven Prüfung von aus *ad hoc*-Hypothesen deduzierten Handlungskonsequenzen zugrunde, wie sie der Pragmatist John Dewey in seiner *Theory of Inquiry* (1938) entwickelt. Danach gilt es, in iterativ-zyklisch verlaufenden Problemlösungsprozessen die abduktiv und induktiv in Auseinandersetzung mit der empirischen Welt gewonnenen Konzepte gedankenexperimentell auf ihre voraussichtlichen Konsequenzen im praktischen Handeln zu befragen, um dann in systematisch-experimentellen Schritten zu prüfen, ob die Annahmen empirisch zutreffen, bzw. inwiefern tatsächliche Handlungskonsequenzen von den erwarteten abweichen.

Anders als die *analytische Induktion* verfolgt das theoretische Sampling allerdings nicht die Falsifikationslogik einer systematischen Suche nach negativen Fällen – deren Auffinden dann zu einer Reformulierung der Ausgangshypothese bzw. zu einer Einschränkung ihres Geltungsbereichs führen würden (Glaser und Strauss 1998, S. 109 f.; Dey 1999, S. 170 f.). Vielmehr arbeitet die Grounded Theory mit der Vorstellung von in aufeinander folgenden Problemlösungsschritten herzustellenden Modifikationen, Differenzierungen und Erweiterungen des theoretischen Modells. Es wird also ebenso gewissenhaft auch nach Fällen und Ereignissen gesucht, die den vorläufigen theoretischen Aussagen nicht entsprechen, diese Befunde werden aber in forschungslogisch anderer Weise in den Theoriebildungsprozess integriert.

Angesichts der Dominanz vorab definierter Auswahlpläne in der empirischen Sozialforschung wird die Bedeutung der iterativ-zyklischen, verlaufsoffenen Grundstruktur des theoretischen Samplings und seiner Interdependenz mit dem fortschreitenden Analyse- und Theoriebildungsprozess gerne verkannt; insbesondere in Projektanträgen konfligiert das Ideal der Verlaufsoffenheit mit den Sachzwängen einer präzisierten Forschungsplanung. Umgekehrt erfordert die Berichterstattung über theoretisches Sampling in empirischen Projekten einen besonders hohen Darstellungs- und Begründungsaufwand.

Theoretisches Sampling ist ein in mehrfacher Hinsicht Qualität sicherndes und kontrollierendes Verfahren: Es fördert einerseits die konzeptuelle Dichte der entstehenden Theorie, indem Varianten des Phänomens systematisch erarbeitet und durch übergreifende Kategorien integriert werden. Es erhöht damit aber zugleich auch die Reichweite der Theorie, indem es in kontrollierten und explizierten Schritten eine Ausweitung des Untersuchungsbereichs ermöglicht und so in Richtung auf eine umfassende Theorie des Gegenstandsbereichs wirkt (Strübing 2003). Weil Auswahl und Erhebung der Daten sukzessive und prozessgesteuert erfolgen, ergibt sich überdies die Chance, nicht nur die Adäquanz der ausgewählten Daten, sondern auch die zu ihrer Gewinnung zu verwendenden Erhebungsmethoden sukzessive zu optimieren.

2.7 Theoretische Sättigung

Als „theoretische Sättigung“ bezeichnen Glaser und Strauss „das Kriterium, um zu beurteilen, wann mit dem Sampling (je Kategorie) aufgehört werden kann“ (1998, S. 69). Mit Sättigung ist der Punkt im Verlauf der Analyse gemeint, an dem zusätzliches Material und weitere Auswertungen keine neuen Eigenschaften der Kategorie mehr erbringen und auch zu keiner relevanten Verfeinerung des Wissens um diese Kategorie mehr beiträgt. Die Idee dieses Abbruchkriteriums liegt also darin festzustellen, ab wann sich die Beispiele für ein Konzept oder eine Kategorie im Material wiederholen.

Der Abbruch der Analyse am Punkt der theoretischen Sättigung macht für die Grounded Theory gerade deshalb Sinn, weil es ihr nicht um statistische Repräsentativität und damit um den das gesamte Material umfassenden, vollständigen Nachweis aller Fälle geht, in denen Indikatoren für das fragliche Konzept zu finden sind. Ziel ist vielmehr die möglichst umfassende und hinreichend detaillierte Entwicklung der Eigenschaften von theoretischen Konzepten und Kategorien, die ich *konzeptuelle Repräsentativität* nenne. Das schließt zwar ein

angeben zu können, unter welchen Bedingungen wir das Auftreten eines Phänomens erwarten können, für das die fragliche Kategorie relevant ist, es erfordert jedoch keineswegs eine Quantifizierung der faktischen Vorhandenseins oder der Auftretenswahrscheinlichkeiten.

Es ist offensichtlich, dass das Feststellen der theoretischen Sättigung für eine Kategorie eine subjektive und riskante Entscheidung der Forscherin bzw. des Forschungsteams ist: Das Kriterium, dass die Daten nichts Neues mehr für die theoretische Kategorie ergeben, ist auslegungsbedürftig und nicht objektiv aus den Daten ableitbar. Dieser Umstand beeinträchtigt allerdings nicht die Anwendbarkeit des Kriteriums der theoretischen Sättigung, er stellt lediglich erhöhte Legitimationsanforderungen an die Forschenden: Sie müssen plausibilisieren können, auf Grund welcher Datenlage sie eine Kategorie für empirisch hinreichend gesättigt halten und wie weitgehend die Aussagen sind, die sich daraufhin mit dieser Kategorie treffen lassen.

2.8 Das Schreiben theoretischer Memos

Abgesehen von der Ethnographie gibt es im Bereich qualitativer Verfahren keinen Ansatz, der so nachhaltig das Schreiben als methodisches Mittel der Theoriegenese thematisiert wie die Grounded Theory. Anders allerdings als in der Ethnographie zielen Strauss u. a. mit ihrem Credo für das Schreiben von „Memos“ nicht auf das Produzieren von Daten ‚im Feld‘ und auch nicht auf eine analytische Vorverarbeitung der Daten im Prozess ihrer schriftlichen Produktion, sondern auf die Unterstützung von Prozessen der Datenanalyse im Verlauf des Kodierens. Ähnlich dem von Kleistschen Diktum von der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden“ (von Kleist 1964) zielt auch der Vorschlag, die analytische Arbeit durch einen fortgesetzten Schreibprozess zu unterstützen, auf die Schaffung von Bedingungen, die der Kreativität bei der Theoriegenese förderlich sind: Schreiben also als ‚Denkzeug‘. Mehr aber noch geht es um Aspekte wie fortgesetzte Ergebnissicherung, Entlastung von ‚Nebengedanken‘, Erleichterung von Teamarbeit, Theorie als Prozess und Unterstützung von Entscheidungsprozessen in der Theorieentwicklung. Im Einzelnen:

Die Aufforderung, bereits zu Beginn der Datenanalyse mit dem Schreiben zusammenhängender Texte zu beginnen (Glaser und Strauss 1998, S. 113 f.; Strauss 1991b, S. 151 ff.; Strauss und Corbin 1996, S. 169 ff.), versteht sich im Kontrast zu der aus anderen methodischen Traditionen stammenden Gewohnheit des

Schreibens von Berichten ‚am Ende‘ der Projekte als eine Form fortlaufender Ergebnissicherung, die speziell den Erfordernissen einer auf qualitativ-interpretative Datenanalyseprozesse und auf inkrementelle Theoriebildung orientierten Forschungspraxis entspricht. Weil theorierelevante Entscheidungen bereits von Beginn der Analyse an getroffen und dann sukzessive weiter entwickelt werden, ist es unerlässlich, diese Entscheidungsprozesse fortgesetzt zu dokumentieren. Die mit dem „memoing“ vorgeschlagene Verfahrensweise des Verfassens einzelner, immer als vorläufig zu verstehender Texte zu einzelnen Aspekten der entstehenden Theorie sowie zu über die Theorie hinausgehenden z. B. methodischen Fragen soll vor allem die ‚Schwellenangst‘ vor dem Verfassen erster Texte im Projekt vermindern: Es geht nicht um den Endbericht, sondern um einen vorläufigen Versuch, das Festhalten zunächst vager Ideen, die später, wenn sie sich als brauchbar erwiesen haben, weiter ausgebaut, detailliert und mit anderen Aspekten der Theorie zusammengeführt, andernfalls aber verworfen werden können und sollen.

Dem Aspekt der Ergebnissicherung dient es auch, nicht nur Stichworte, sondern vollständige Sätze zu schreiben, weil nur so die jeweilige Idee auch für andere Teammitglieder verständlich wird und über die Zeit erhalten bleibt.¹⁶ Umgekehrt ist das Niederschreiben analytischer Gedanken oder auch anderer projektrelevanter Ideen eine wichtige Entlastung für die weitere Arbeit, denn einmal niedergelegte Ideen erlauben es uns, sich weiteren analytischen Überlegungen unbelastet zuzuwenden.

Zugleich ist der Prozess des Schreibens, Überarbeitens, Sortierens etc. von Memos ein sehr handfester Schritt der Theoriebildung, der zur Systematisierung und zu Entscheidungen anleitet, weil Schriftlichkeit Festlegungen erfordert und weil Widersprüche in geschriebenen Texten sichtbar und überprüfbar werden. Die praktische Erfahrung, dass theoretische Konzepte von vagen Ideen ausgehend sukzessive weiter ausgearbeitet werden, einige analytische Ideen sich auch als unproduktiv erweisen und im Laufe des Projektes verworfen werden, während andere unerwartet in das Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, macht überdies sehr deutlich, was die Vorstellung von inkrementeller Theoriebildung und von Theorie als Prozess praktisch bedeutet.

Es ist kein Zufall, dass Strauss und Corbin Vorschlägen zur Gestaltung des Memo-Schreibens in ihrem Lehrbuch sehr viel Aufmerksamkeit widmen, denn in der Tat hängt die Qualität der zu generierenden Theorie nicht allein von der Qualität der analytischen Arbeit am Datenmaterial ab, sondern mindestens ebenso

¹⁶ Interessanterweise äußern sich Strauss und Corbin nicht zur Frage des Verfassens vollständiger und in sich verständlicher Memotexte, obwohl diese gerade unter dem Aspekt der Unterstützung von Teamarbeit (deren Wichtigkeit Strauss selbst betont, vgl. Strauss 1991b) von zentraler Bedeutung sind.

sehr vom Prozess der schriftlichen Ausarbeitung. Gerade wenn es um erforderliche Integrationsleistungen geht, also um das in Beziehung setzen der einzelnen Theorieelemente zu einem plausiblen Zusammenhangsmodell, und wenn die Bezüge zu anderen gegenstandbezogenen oder allgemeinen Theorien erarbeitet werden sollen, stellt systematisches, konzeptorientiertes Schreiben neben dem Blick auf die Daten das zentrale Arbeitsmittel dar.

Liest man dieses Kapitel als Einführung in die praktische Vorgehensweise der Grounded Theory, so bleibt es notwendig unvollständig. Nicht nur sind die Beschreibungen der Verfahrensschritte zu wenig detailliert und zu wenig mit praktischen Beispielen belegt, um daraus konkrete Handlungsanleitungen gewinnen zu können. Es fehlen vor allem eine Reihe zentraler Themen, die erst noch im Verlauf des Buches in anderen Zusammenhängen thematisiert werden, insbesondere die wichtige Frage des Umgangs mit praktischem und theoretischem Vorwissen, die im vierten Kapitel eingehender beleuchtet wird. Vor diesem Schritt aber gilt es die wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Ursprünge der von Strauss geprägten Variante von Grounded Theory darzustellen.

Erkenntnismodell und Wirklichkeitsbegriff im Pragmatismus

3

Methodologien und Methoden basieren auf erkenntnis-, wissenschafts- und sozialtheoretischen Annahmen, die – mal implizit und mal explizit – die Gestalt der Verfahren ebenso prägen wie sie ihrer Rechtfertigung die argumentative Basis geben. Ein beliebtes Muster in kontroversen Methodendiskussionen besteht im Ignorieren der Unterschiede der konkurrierenden methodischen Positionen in Bezug auf diese Vorannahmen – etwa im Fall der Universalisierung des kritischen Rationalismus (vgl. etwa Schnell et al. 1999; Holweg 2005). Mitunter machen es die Protagonisten bestimmter Methodologien ihren Kritikern allerdings auch leicht, indem sie ihre Vorannahmen nicht sorgfältig und konsequent genug explizieren oder gar indem sie, einem vermeintlichen Konformitätsdruck in den Wissenschaften nachgebend, ihre methodischen Vorschläge vorschnell einem dominierenden wissenschaftstheoretischen Paradigma unterordnen.

Empirische Forschungsmethoden haben fortgesetzt mit dem Verhältnis von Realität zu Theorie zu tun, einem Verhältnis, über das es nicht nur jahrhundertalte wissenschaftliche Dispute gibt, sondern das auch als immer noch nicht eindeutig und dauerhaft geklärt betrachtet werden kann. Stattdessen gibt es eine Reihe von mehr oder weniger etablierten Vorschlägen über den Status des ‚Wirklichen‘ und die menschliche Erkenntnisfähigkeit. Gleichviel ob kritischer Rationalismus, Pragmatismus oder radikaler Konstruktivismus – um nur die derzeit prominentesten zu nennen – sie teilen miteinander den Status des Axiomatischen, sind in ihren Basisannahmen unbeweisbar und können Legitimation lediglich aus der Stringenz ihrer inneren Argumentationslogik sowie aus ihrer Leistungsfähigkeit, also ihrer Erklärungskraft ziehen. Forschungsmethoden wiederum, selbst wenn sie, wie so häufig, aus wissenschaftlichen und alltäglichen Praktiken und Traditionen entstanden sind, müssen sich um ihrer Legitimation willen zwangsläufig – und besser explizit als implizit – auf wissenschafts- und erkenntnistheoretische Vorannahmen beziehen.

Wie steht es nun in diesem Punkt mit der Grounded Theory in der von Strauss geprägten Variante? Weil das mit Glaser gemeinsam verfasste *Discovery*-Buch zwei intellektuelle Traditionen von einiger Unterschiedlichkeit zusammenführt, sind dort deutliche Bezugnahmen eher rar und fast beiläufig in den Text eingestreut (vgl. etwa Glaser und Strauss 1998, S. 241, Fn 2). Die eher pragmatische Orientierung der späteren Lehrbücher von Strauss (und Corbin) mögen mit dafür verantwortlich sein, dass die erkenntnislogischen und wissenschaftstheoretischen Bezüge in diesen Arbeiten ebenfalls nicht systematisch hergestellt und ausgeführt werden. Auch hier blitzt die intellektuelle und sozialphilosophische Tradition in der Strauss seinen Ansatz verortet, also der amerikanische Pragmatismus und die Chicagoer Schule, eher am Rand und ohne erkennbare Systematik auf (etwa Strauss 1991b, S. 35, 38). Deutlicher wird die Orientierung der Strauss'schen Fassung von Grounded Theory am Pragmatismus an der folgenden Passage aus einem eher methodologischen Aufsatz, in der sich Strauss und Corbin zum Verhältnis von Theorie und Wirklichkeit äußert:

Wir lehnen uns hier eng an die Position des amerikanischen Pragmatismus an ... : Eine Theorie ist nicht die Ausformulierung einiger entdeckter Aspekte einer bereits existierenden Wirklichkeit ‚da draußen‘. So zu denken, hieße eine positivistische Position zu übernehmen, die wir ebenso zurückweisen wie die meisten anderen qualitativen Forscher. Unser Standpunkt ist, dass Wahrheit im Handeln entsteht ... : Theorien sind Interpretationen, die von gegebenen Perspektiven aus gemacht werden, wie sie von den Forschenden übernommen oder erforscht werden. Zu sagen, dass eine gegebene Theorie eine Interpretation ist – und damit fehlbar – bedeutet nicht zu bestreiten, dass Urteile über ihre Stimmigkeit und ihren voraussichtlichen Nutzen getroffen werden können. (Strauss und Corbin 1994, S. 279)

Gehen wir also von dieser Passage aus, um den Erkenntnis- und Wissenschaftsbegriff zu rekonstruieren, der der Grounded Theory zu Grund liegt: Realität befindet sich demnach ebenso wie die Theorien über sie in einem kontinuierlichen Herstellungsprozess, kann also nicht als immer schon gegebene ‚Welt da draußen‘ vorausgesetzt werden. Die Existenz einer physisch-stofflichen Natur wird damit nicht bestritten, wohl aber, dass wir uns auf sie als Ganze und Gegebene beziehen können. Stattdessen, so der pragmatistisch orientierte Interaktionismus, entsteht „unsere Realität“ in der tätigen Auseinandersetzung mit Elementen der sozialen wie der stofflichen Natur, die damit zu Objekten für uns werden und Bedeutungen erlangen, die wir uns über Prozesse der Symbolisation wechselseitig anzeigen können. Unser Handeln in der Welt, eingedenk der reziproken sozialen Zuschreibungen, resultiert in ‚der Welt, wie wir sie kennen‘, in dem also, was Herbert Blumer die

„empirische Welt nennt“ (Blumer 2004).¹ Weil aber unser Handeln immer von einer jeweiligen raum-zeitlichen und sozialen Gebundenheit aus erfolgen muss, realisieren wir darin immer nur eine unter einer Vielzahl möglicher *Perspektiven*. Sozial und (damit in dieser Hinsicht) *objektiv* sind diese Perspektiven, wie Mead (1987) aufzeigt, weil unser Handeln von der primären Sozialisation an immer schon über den Austausch signifikanter Symbole auf konkrete oder generalisierte Andere abgestimmt ist.

Diese soziale Abstimmung ist jedoch ebenso wenig universell, wie die dabei hervorgebrachte empirische Welt der Objekte und Strukturen: Auch ohne zu bestreiten, dass sich Akteure aus divergierenden Interaktionskontexten im Kern mit derselben Natur auseinander zu setzen haben, können wir konstatieren, dass ihnen diese in ihrer jeweiligen Praxis in unterschiedlichen Ausschnitten und Intensitäten und folglich auch in unterschiedlichen Bedeutungen entgegentritt. Realität ist zwar objektiv, aber nicht universell, es gibt mithin auch keinen Anlass, ein universelles, akteursunabhängiges Wahrheitskriterium anzunehmen.

Die Vorstellung, soziale Akteure schöpften ihre „empirische Welt“ aus Interaktionen in und über die soziale und dingliche Natur, impliziert zugleich die Auffassung von Realität als *Prozess*. Realität in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist fortgesetztem Wandel unterworfen, der seine Ursachen ebenso sehr im sozialen Prozess der interaktiven Objektbildung wie in der physisch-stofflichen Dynamik der Natur hat. Dem Handelnden erschließt sich die Strukturiertheit nicht a priori, sondern erst im Zuge ihres tätigen Umgangs mit der Welt ‚da draußen‘.

Wenn wir uns auf diese prozessuale, multiperspektivische Realitätsauffassung verständigen, kann auch das Verständnis von Theorien kein anderes als ein prozessuales sein, denn einerseits sind sie selbst Teil der Realität, und andererseits müssen sie, um wirklichkeitsangemessen zu sein, den Wandel des Wirklichkeitsausschnittes nachvollziehen, über den sie Aussagen machen wollen. Auch Universalität von Theorien ist dann ausgeschlossen: Weil Theorien nicht Entdeckungen (in) einer als immer schon gegeben zu denkenden Realität, sondern beobachtergebundene Rekonstruktionen repräsentieren, bleiben auch sie der Prozessualität und Perspektivität der empirischen Welt unterworfen (vgl. dazu Kap. 4).

Das klingt wenig ermutigend. Es wird sich aber im sechsten Kapitel zeigen, dass für die Art von Gewissheit, die wir in methodischer Hinsicht benötigen, durchaus

¹ Blumer fügt dem pragmatistischen Realitätsbegriff allerdings ein paar unangemessene und unnötige Verkürzungen zu, die ich hier nicht diskutieren kann, aber auch nicht übernehmen will. Insbesondere fehlt in seinem Konzept der physisch-sensuelle Bezug zwischen Akteur und Körper/Welt, wodurch der Eindruck entsteht, sein Begriff von Realität beschränke sich auf die Welt der Bedeutungen (vgl. Strübing 2005, Kap. 2.4).

hinreichende Voraussetzungen vorliegen. Doch betrachten wir zunächst die Grundannahmen und die Argumentationslogik der pragmatistischen Denkschule, wie sie ab etwa 1865 zunächst von Charles Sanders Peirce und William James sowie später auch von George Herbert Mead und von John Dewey geprägt wurde.²

3.1 Orientierung auf praktische Konsequenzen

Der Pragmatismus nimmt seinen Ausgangspunkt an einer fundamentalen Kritik des tradierten universalistischen Wahrheitsbegriffs: An die Stelle des prinzipiellen Zweifels der Descartschen Introspektion setzen die Pragmatisten den „praktischen Zweifel“. Ziel wissenschaftlichen Denkens sei es nicht, die Dinge grundsätzlich in Zweifel zu ziehen, sondern zu prüfen, welche praktischen Konsequenzen sie zeitigen, um daraus zu folgern, was ihre tatsächliche, d. h. handlungspraktische Bedeutung ausmacht:

Ziel des schlußfolgernden Denkens ist, durch die Betrachtung dessen, was wir bereits wissen, etwas anderes herauszufinden, das wir nicht wissen. Folglich ist das Schlußfolgern richtig, wenn es eine wahre Konklusion aus wahren Prämissen liefert, und sonst nicht. So betrachtet liegt das Problem seiner Gültigkeit in den Tatsachen und nicht im Denken. (Peirce 1991c, S. 152)

Man möchte meinen, damit verpflichte der Pragmatismus das wissenschaftliche Denken lediglich auf Empirie anstelle bloßer Kontemplation als ultimatives Wahrheitskriterium – und in der Tat war dies seinerzeit angesichts des Erfolges ‚moderner‘ Naturwissenschaften ein wichtiges Motiv für Peirce. Doch damit ist zugleich eine zweite wichtige Bestimmung getroffen: Weil die (tatsächlichen oder denkbaren) praktischen Konsequenzen eines Sachverhalts erfahrbar sein müssten, Erfahrung aber perspektivbezogen variiert, kann es keine *universell* wahre Bedeutung eines Sachverhaltes geben. Zugleich geht der Pragmatismus von einer *Kontinuität* von Denken und Handeln aus: Praktische Konsequenzen sind nicht nur Wirkungen, die ein Ding oder Sachverhalt in der ‚Welt da draußen‘ zeitigt, vielmehr besteht schon unser Denken aus „Verhaltensgewohnheiten“ („habits“), die zu Überzeugungen darüber anleiten, welche praktischen Konsequenzen wir mit einem Sachverhalt verbinden und welche Bedeutung wir ihm daher zuweisen (Peirce 1991e, S. 194 f.). Das Denken der Akteure (wie der wissenschaftlichen Beobachter) steht nicht außerhalb der Wirklichkeit, sondern ist sowohl von deren

² Für ausführlichere Darstellungen siehe Joas (1992) und Strübing (2005, Kap. 1).

praktischer Erfahrung geprägt als auch selbst konsequenzträchtig.³ Statt in universellem Zweifel und der Suche nach letzten Gründen siedelt der Pragmatismus sein Wahrheitskriterium also in der Perspektivität und Prozessualität praktischer Handlungsbezüge an.

3.2 Untersuchungslogik

Die untersuchungslogischen Folgerungen aus der pragmatistischen Orientierung an praktischen Konsequenzen haben insbesondere Charles S. Peirce und John Dewey gezogen, auf die Strauss sich für die Grounded Theory hauptsächlich beruft.⁴ Peirce hat bereits früh darauf hingewiesen, dass es für jeden Zweifel eines positiven Grundes bedarf, wir also unsere Untersuchungen immer nur auf der Basis bereits erworbener Vor-Urteile beginnen können (Peirce 1991d). Praktische Zweifel entstehen, wenn diese Vor-Urteile und unsere darauf basierenden Verhaltensgewohnheiten im aktuellen Handeln *problematisch* werden, Dinge also nicht so funktionieren, Menschen sich nicht so verhalten, wie wir auf der Basis unserer Vor-Urteile meinten annehmen zu können. Daraus resultiert ein Prozess praktischer Problemlösung, den wir in der soziologischen Theorie etwa unter dem Stichwort Routinebruch oder „Handlungshemmung“ (Mead) thematisieren. Dewey (2002, S. 132 ff.) nun sieht in diesem Problemlösungsprozess des Alltagshandelns das paradigmatische Modell auch für wissenschaftliche Untersuchungsprozesse. Schon in diesem Kontinuitätsargument liegt ein wichtiger Bezugspunkt für Strauss, der Grounded Theory immer aus der Perspektive der ‚naturalistic inquiry‘ thematisiert, also als eine situativ anzupassende, systematisierte Variante alltäglichen Erkenntnisgewinns. Das Moment der Wissenschaftlichkeit – auch darin geht Strauss mit

³ Die Ko-Genese von Reiz/Objekt und ‚habit‘ hat Dewey (1963) am Beispiel von Kerzenlicht und kindlichem Lernen aufgezeigt. – Soziologisch hat William I. Thomas den Gedanken der Konsequenzträchtigkeit in seinem Konzept der Situationsdefinition weitergeführt: „Wenn Menschen Situationen als real definieren, dann sind sie real in ihren Konsequenzen“ (Thomas und Thomas 1928, S. 572).

⁴ Ich beziehe mich hier ausschließlich auf den klassischen Pragmatismus und dessen zentrale Postulate, über die zwischen Peirce, James, Dewey und Mead weitgehend Einigkeit herrschte. Zwar gibt es im Pragmatismus – wie in allen wissenschaftlichen Ansätzen – Differenzen und teils auch heftige interne Kontroversen. Der von Lewis und Smith (1980) unternommene Versuch aber, Peirce zum Realisten, James und Dewey hingegen zu Nominalisten zu erklären, geht – wie u. a. Blumer (1977, 1983) oder Rochberg-Halton (1983) überzeugend dargelegt haben – an der Sache vorbei.

Dewey konform – liegt hier in der Systematisierung und nicht etwa darin, dass in den Wissenschaften ein vollständig anderer Wirklichkeitszugang etabliert wird.

Dewey stellt diese systematisierte Form der ‚inquiry‘ als ein fünfschrittiges Modell vor, das in Iterationen so lange durchlaufen wird, bis aus Zweifeln Überzeugungen geworden sind (vgl. Abb. 3.1). Den *Ausgangspunkt* einer jeden Untersuchung bildet eine Situation der Ungewissheit oder Unbestimmtheit, wie sie aus einem Routinebruch resultiert: Unsere Handlungsgewohnheiten stoßen auf eine materielle oder soziale Widerständigkeit, die sich mit routiniertem Weiterhandeln im Handlungsstrom nicht überwinden lässt. Davon unterscheidet Dewey als *zweite* Stufe die „*Problemstellung*“ (2002, S. 134 f.). Diese allerdings sei nicht mit der Durchführung der Untersuchung bzw. der Lösung des Problems zu wechseln, weil die Problemformulierung die Lösung bzw. den Weg dorthin nicht enthält.⁵ Allerdings wird damit, wie Nagl (1998, S. 119 f.) bemerkt, eine „Spezifikation des angezielten Forschungsraums“ geleistet, die auch Entscheidungen über die Auswahl relevanter Daten für die Problemlösung impliziert.

Die *dritte* Phase besteht nach Dewey in der tentativen Entwicklung möglicher Problemlösungen, wobei es zunächst darum geht die Fakten zu sichten, d. h. zu prüfen, was ‚der Fall ist‘. Diese ‚Fakten‘ der Situation werden allerdings nicht einfach vorgefunden, sondern es handelt sich um einen aktiven Schritt des Selegierens und Interpretierens, der von den problemlösenden Personen (also bei wissenschaftlichen Untersuchungen: von den Forschenden) betrieben und zwangsläufig auf der Basis ihrer ihnen bis dahin verfügbaren Vor-Urteile initiiert und durchgeführt wird. Es handelt sich insofern also nicht um Fakten in einem naturwissenschaftlichen Verständnis. Aus der Zusammenschau des postulierten Problems und der Fakten werden dann mögliche Lösungen entwickelt. Entscheidend ist dabei, dass es sich bei diesen Lösungsvorschlägen, wir könnten auch sagen: *ad hoc*-Hypothesen, nicht um Fakten, also empirisch fassbare Phänomene, sondern um Vorstellungen („ideas,“) handelt – deren handlungspraktische Konfrontation mit der ‚Welt da draußen‘ also noch aussteht.

Hier kommt es nach Dewey zu einem Prozess wechselseitiger Stabilisierung zwischen Klärung der Faktenlage (oder der Handlungsbedingungen) und Entwicklung von Lösungsvorschlägen (2002, S. 135 ff.). Problemlösen wird im Pragmatismus nicht einfach als eine systematische Re-Kombination bekannter Zusammenhänge verstanden, sondern als kreativer Prozess, der zunächst mit spontanen Eingebungen und Assoziationen beginnt (die Dewey als „Suggestionen“ bezeichnet, Dewey 2002, S. 137.), dann aber sukzessive zu konkreteren, ausgearbeiteteren

⁵ Die alltagssprachliche Redewendung ‚Problem erkannt, Problem gebannt‘ ist insofern irreführend.

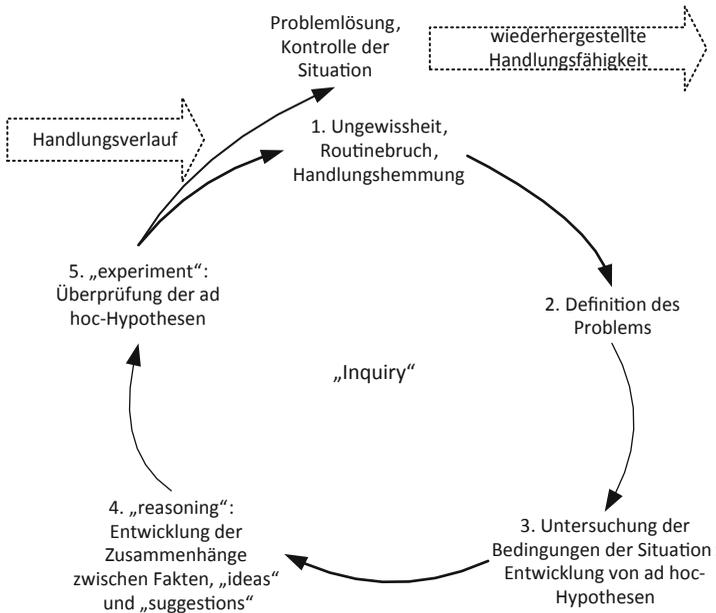


Abb. 3.1 Pragmatistischer Problemlösungszyklus nach Dewey

Handlungsvorgaben voranschreitet. Suggestionen entsprechen den Resultaten jener „abduktiven Blitze“, die Peirce für die Konstitution neuer Zusammenhänge verantwortlich macht (s. u. und vgl. Peirce 1991a, S. 404). Spontane Eingebungen sind ersichtlich keine logisch zwingenden Schlüsse, basieren also nicht auf diszipliniertem und systematischem Schlussfolgern. Erst die sukzessive Konkretisierung von „Suggestionen“ lässt diese zu „Ideen“ werden, deren Kapazität als Problemlösung zumindest einer vorläufigen Prüfung unterzogen wurde. Ideen sind also keine bloßen mentalen Kopien physischer Objekte, sondern haben immer einen überschießenden Gehalt. Zugleich sind sie selbst keine physischen Objekte, d. h. ihre Bedeutung bedarf des Ausdrucks in einer symbolischen Form z. B. sprachlicher Art. Damit (oder aus der methodologischen Perspektive: erst dann) werden „Ideen“ wie auch „Suggestionen“ einer objektivierenden Untersuchung zugänglich (Dewey 2002, S. 137).

Im vierten Schritt der inquiry, der „Beweisführung“ („reasoning“) geht es darum, die Elemente dieses Prozesses, die verschiedenen „Suggestionen“, „Ideen“ und „Fakten“ logisch und systematisch zueinander in Beziehung zu setzen (Dewey 2002,

S. 139 f.). Es wird also gefragt, welche praktischen Konsequenzen die entwickelten Lösungsideen für das fragliche Problem voraussichtlich haben könnten. Im „reasoning“ entsteht allerdings noch nicht die abschließende Problemlösung, sondern nur ihr tentativer Entwurf, der in praktisch operablen *ad hoc*-Hypothesen über die erwartbaren Konsequenzen bei praktischer Umsetzung mündet.

Erst in der abschließenden *fünften* Prozessetappe, die Dewey als „Experiment“ (2002, S. 142) bezeichnet, geht es um die praktische Bewährung der in Hypothesenform ausgedrückten Neukonfiguration des Verhältnisses von Fakten und Ideen:

Wenn die problematische Situation von der Art ist, dass sie extensive Forschungen erfordert, um ihre Klärung zu bewirken, kommt eine Reihe von Interaktionen dazwischen. Einige beobachtete Tatsachen verweisen auf eine Idee, die für eine mögliche Lösung steht. Diese Idee ruft weitere Beobachtungen hervor. Einige der neu beobachteten Tatsachen verbinden sich mit den früher beobachteten und sind geeignet, andere beobachtete Dinge im Hinblick auf ihre Beweisfunktion auszuschließen. Die neue Ordnung von Tatsachen legt den Gedanken an eine modifizierte Idee (oder Hypothese) nahe, die neue Beobachtungen veranlasst, deren Ergebnis wiederum eine neue Ordnung von Tatsachen bestimmt und so weiter, bis die bestehende Ordnung sowohl vereinheitlicht wie vollständig ist. Im Verlaufe dieses seriellen Prozesses werden die Ideen, die mögliche Lösungen darstellen, überprüft oder ‚bewiesen‘. (Dewey 2002, S. 141 f.)

Das gesamte fünfschrittige Programm der *inquiry* ist also ein iterativer Prozess. Er wird ggf. mehrfach durchlaufen, bis das Problem als gelöst, der Zweifel als beseitigt erfahren wird, die Untersuchung also (im Erfolgsfall) zu einem als hinreichend bewerteten Ergebnis geführt hat.⁶ Dabei sind die einzelnen Phasen nicht als distinkte Prozessetappen zu verstehen, sondern als ein flexibles Wechselspiel von Beobachtung, Interpretation, Reflexion und Erprobung.

Dewey misst der experimentellen Phase besondere Bedeutung bei, weil nur in ihr die problemspezifische Wahrnehmung der Fakten des Problems mit den dabei entwickelten Problemlösungsideen zusammenkommen können. Sowohl Fakten als auch Ideen vollziehen sich erst durch auf ihnen gründende Operationen,

⁶ Was hinreichend ist, wird in einem sozialen Aushandlungsprozess unter Einbeziehung der Auseinandersetzung mit der Natur bestimmt. Dabei bringt der Kontext ‚Wissenschaft‘ andere Standards und Gütekriterien hervor als Problemlösungsprozesse im Alltag. Entscheidend ist aber in beiden Bereichen die gemeinsam geteilte Überzeugung von der erfolgreichen Lösung des Ausgangsproblems, deren Validierungsinstanz erfolgreiches Handeln auf der Basis der gefundenen Lösungen bzw. des erarbeiteten Wissens ist. Unterschiede zwischen Alltag und Wissenschaft sind zweifellos relevant, aber sie sind hier nicht kategorialer, sondern gradueller Art: Auch im Alltag ist eine gewisses Maß an Konsistenz und Nahvollziehbarkeit unabdingbar, um einer Lösung intersubjektive Geltung zu verschaffen.

also im Handeln. Das hat, wie Dimitri Shalin feststellt, Konsequenzen für den pragmatistischen Wissensbegriff und für das Verständnis von Objektivität:

Pragmatisten betonen, dass Handeln ebenso durch die Umwelt konstituiert ist, wie es selbst die Umwelt konstituiert. Es geschieht im Verlauf dieser wechselseitigen Hervorbringungen, dass Realität sich dem Wissenden („Knower“) erschließt. Wissen existiert nicht um seiner selbst willen, sondern um des Handelns willen. Welchen Zweifel der Wissende über die Natur der Dinge auch hat, er lindert ihn praktisch, indem er Objekte manipuliert, sie unterschiedlichen Nutzungen zuführt, und so die Objekte buchstäblich zwingt seiner Idee von ihnen zu entsprechen. Während er dies tut, beweist er – in situ – ob ein fragliches Objekt ist, was er dachte, dass es ist. Eben dieser Modus des handelnden Umgehens mit Dingen ist also fester Bestandteil ihres objektiven Seins. (Shalin 1986, S. 11).

Für die empirische Sozialforschung ergibt sich hieraus eine prozesshafte, perspektivisch gebundene Objektkonstitution auf zwei Ebenen: zunächst auf der des sozialen Feldes, das erforscht wird und in dem wir davon ausgehen müssen, dass seine Akteure ihre Bedeutungen im Handeln entwickeln, modifizieren und reproduzieren; dann aber auch in der Konstitution des Feldes als Wissensobjekt durch die Forschenden. Auf beiden Ebenen aber geschieht dies – und das ist wichtig – immer in Auseinandersetzung mit den sozialen und materialen Gegebenheiten.

Diese Annahme hat Auswirkungen auch auf das Verständnis von ‚Daten‘, das der Grounded Theory zugrunde liegt. Realität als im Handeln und also auch im Forschungshandeln beständig neu hervorgebracht zu verstehen, bedeutet zum einen notwendig, dass Daten Teile oder Aspekte dieser Realität immer nur als zu einem bestimmten Zeitpunkt in Zeit und Raum repräsentieren können. Und wenn wir uns in pragmatistischer Manier darauf festlegen, dass Realität nirgendwo anders als in der Aktualität menschlichen Handelns existiert, dann wird auch deutlich, dass (Forschungs-)Handeln nicht einfach als das ‚Fenster‘ verstanden werden kann, durch das hindurch wir einen Blick auf die Realität erhaschen können. Es ist selbst der Ort von Realität: „Realität an sich oder in ihrer uninterpretierten Nacktheit ist pragmatistisch eine bedeutungslose Idee, denn es ist eine Idee (...) des Nicht-zu-Wissenden („unknowable“) ...“ (Thayer 1973, S. 68). In dieser Perspektive entbehrt ein objektivistischer Bezug nicht nur auf Realität, sondern auch auf Daten jeglicher Grundlage. Das von Mead (1938, S. 660) geprägte Bild des ‚Herausmeißelns‘ von Objekten und Daten aus der ‚Welt da draußen‘ trifft den Sachverhalt daher besser, weil es klar macht, dass in die Produktion von Daten Arbeit und (Vor-)Wissen der Forschenden eingehen und eingehen müssen.

3.3 Abduktion

Wie steht es nun mit der Abduktion, um die in Kreisen qualitativ orientierter Sozialforschung oft so viel Aufhebens gemacht wird (Oevermann 1991; Kelle und Kluge 1999, S. 19 ff.; Rosenthal 1995, S. 211 ff.)⁷? Nicht selten begegnen wir dem Argument, die Gültigkeit qualitativer Forschungsergebnisse beruhe darauf, dass hier eine über Deduktion und Induktion hinausgehende, dritte logische Schlussform, eben die Abduktion, zugrunde liege.⁸ Jo Reichertz (1993, 2003) hat darauf hingewiesen, dass solch pauschale Behauptungen jeder Grundlage entbehren – insbesondere, weil Abduktionen keine streng logischen Schlüsse sind. Diese irrierte Ansicht beruhe, so Reichertz, vor allem auf einem das Werk von Peirce betreffenden Rezeptionsproblem: In seinem Frühwerk hat dieser mit seinem Bohnen-Syllogismus in der Tat zunächst eine dritte logische Schlussform eingeführt, von der er anfangs annahm, sie hätte den Vorteil, uns tatsächlich in logisch zwingender Form auf Neues schließen zu lassen, während Induktion und Deduktion immer nur bislang Ungeklärtes aus bekannten Tatsachen zu erklären vermögen (Peirce 1991b, S. 231 ff.).

Abduktive oder hypothetische Schlüsse⁹ in dieser frühen Variante bei Peirce sind Schlüsse von der *Regel* und dem *Resultat* auf den *Fall*: Ich finde eine tote Frau am Boden liegend mit einem Stilet in der Brust (*Resultat*), bin mir der allgemeinen *Regel* bewusst, dass tote Menschen, die mit Messern aller Art in der Brust aufgefunden werden, typischerweise keines natürlichen Todes gestorben sind, und schließe daraus, dass die Tote ermordet wurde (*Fall*). Dieses Beispiel ist nicht zufällig aus dem kriminalistischen Milieu gewählt, denn Tatort-Kommissar Ivo Batic und seine Kollegen pflegen sich Fällen dieser Art gewöhnlich so anzunähern. Die Betonung liegt jedoch auf ‚Annähern‘: Jeder *empirische* Schluss dieser Art ist probabilistisch, und gute Kriminalisten wissen das: Es könnte ja sein, die Frau ist nachts einem plötzlichen Herzinfarkt erlegen, eine halbe Stunde später stolpert ein Einbrecher über die noch warme Leiche und sticht in seiner Panik auf sie ein. Wir können uns also auf diese Art abduktiver oder hypothetischer Schlüsse nicht mit letzter Gewissheit verlassen. Peirce selbst war sich dessen durchaus bewusst, denn er schreibt zu seinem Bohnen-Beispiel, dies sei „eine sehr schwache Schlussart“ (1991b, S. 231 f.).

⁷ Allerdings verwendet Oevermann die Idee der Abduktion in anderer Weise als dies Rosenthal oder Kelle und Kluge tun (vgl. auch Bohnsack 2003, S. 197 ff.).

⁸ Ich verzichte hier auf weitere Belege, da Reichertz (2003, S. 9 ff.) bereits eine Reihe von Autoren zitiert, die sich in dieser Richtung geäußert haben.

⁹ Peirce verwendet zunächst den Begriff „hypothesis“, ab 1893 aber bringt er diesen für eine längere Schaffensperiode mit dem der Abduktion in Verbindung, ohne beide Begriffe definitorisch klar zu trennen (Richter 1995, S. 102 f.).

Obendrein – so Reichertz (1993, S. 264) – sei mit ihr strenggenommen nicht wirklich *neues* Wissen zu gewinnen, sondern lediglich unser bekanntes Wissen auszuweiten.

Später, im Rahmen seines semiotisch geprägten Spätwerks, unterscheidet Peirce diese Schlussform als „qualitative Induktion“ ausdrücklich von der *Abduktion* (vgl. Reichertz 1993, S. 263). Der gravierende Unterschied zwischen beiden ist die Möglichkeit, tatsächlich *neues* Wissen zu gewinnen, wie sie nur die Abduktion bietet. Der späte Peirce geht im Kern von folgendem Modell aus: Wenn wir etwas wahrnehmen, haben wir es mit einem „Wahrnehmungsinhalt“ („*percept*“) zu tun, der als Ergebnis eines Zusammenwirkens von Empfindung und Sinneseindruck mit historisch erworbenem Unterscheidungskwissen zu Stande kommt und im weitesten Sinne eine (unwillkürliche und vorsprachliche) Schlussfolgerung darstellt. Der entscheidende Schritt ist nun aber der von der vorsprachlichen Fassung des Wahrnehmungsinhaltes zu einem „Wahrnehmungsurteil“, denn „die Prädikation gliedert das Unbekannte, Überraschende und Erschreckende in eine mehr oder weniger bekannte Ordnung ein, verwandelt Neues in Bekanntes“ (Reichertz 1993, S. 268). Dieser Schritt erfolgt vermittelt der Abduktion, bei der das aktuelle *percept* mit den Erinnerungen vergangener *percepte* (also mit stilisierten *percepten*, Peirce bezeichnet das als „*percipuum*“) ¹⁰ verglichen werden. Dabei können im Prinzip zwei Fälle eintreten: Zumeist meinen wir ein aktuelles *percept* einem bekannten *percipuum* zuordnen zu können; das wäre dann eine „qualitative Induktion“. Mitunter aber finden wir keine Entsprechung und müssen daher ein neues *percipuum* ‚erfinden‘. Auch dieser Prozess, der eigentliche „abduktive Blitz“, geschieht unwillkürlich: „Der Schluss von *percept* und *percipuum* auf ein Wahrnehmungsurteil liegt außerhalb jeder Kritik und jeder Kontrolle, er ist weder gut noch schlecht – er ist eben“ (Reichertz 1993, S. 269).

Erst das in diesem Prozess entwickelte Verständnis der Wahrnehmungsinhalte ist diskursiv und damit auch rationaler Kritik zugänglich, nicht aber der Prozess selbst. Zugleich geht Peirce davon aus, dass das neu entwickelte *percipuum* durchaus Elemente von alten enthält, diese aber neu konfiguriert, die Grenzen neu zieht, Zusammenhänge neu herstellt. Es handelt sich also dennoch – wie auch Reichertz festhält – um einen „kreativen Schluß“ (Reichertz 1993, S. 271).

Unter dem Gesichtspunkt der Sicherung und Überprüfbarkeit der Güte von Ergebnissen wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse klingt das nicht sonderlich verheißungsvoll. Wenn wir einerseits auf Abduktionen angewiesen sind, um neue

¹⁰ Es handelt sich hier nicht, wie man zunächst meinen könnte, um eine in der Schreibweise abweichende Vergangenheitsform von ‚*percipere*‘, sondern um ein von Peirce geprägtes Kunstwort (Reichertz 2003, S. 48 Fn 30).

Erkenntnisse zu gewinnen und sich andererseits dieser Teil des Prozesses der intersubjektiven Überprüfbarkeit entzieht, wie sollen wir dann zu objektiven, also intersubjektiv als gültig anerkannten Ergebnissen gelangen? Aber ganz so aussichtslos ist es denn doch nicht. Zunächst einmal lassen sich Bedingungen herausarbeiten, unter denen das Auftreten abduktiver „Blitze“ in besonders hohem Maße zu erwarten ist. Reichertz hält es hier weitgehend mit Peirce und schlägt lediglich den Erwerb einer „abduktiven Haltung“ zur Lösung des Problems vor. In der Grounded Theory hingegen lassen sich Vorschläge zu einer Systematisierung und ‚technischen Unterstützung‘ dieser Prozesse ausmachen.¹¹ Das heißt nun nicht, dass die Grounded Theory etwa einen Weg gefunden hätte, sich dem von Peirce aufgezeigten Dilemma zu entziehen. Jedoch geht sie über den unverbindlichen Appell zur Einnahme einer „abduktiven Haltung“ hinaus und zeigt auf, wie Abduktionen produktiv in den Forschungsprozess integriert werden können.

Dabei erweist sich allerdings auch, dass Abduktionen für sich genommen keines ihrer Ergebnisse legitimieren können. Warum eine Forscherin A auf der Basis bestimmter Daten zu einem bestimmten Verständnis des fraglichen Phänomens kommt, Forscher B aber bei gleicher Datenlage zu einem anderen, lässt sich mit der Vorstellung der Abduktion zwar erklären, es lässt sich jedoch nicht entscheiden, welches das ‚richtige‘ Ergebnis ist. Dies gelingt erst in jenem iterativ-zyklischen Prozess experimenteller Erprobung, in dem aus qualitativen Induktionen ebenso wie aus Abduktionen *ad hoc*-Hypothesen erarbeitet werden, die dann im nächsten Prozessschritt in einer deduktiven Bewegung wiederum auf Daten bezogen werden (s. Abb. 3.2). Auch dieser Prozess kann – aus den vorgenannten Gründen – zu unterschiedlichen Ergebnissen führen, über deren Gültigkeit dann wiederum diskursiv auf Basis konsensuell etablierter Gütekriterien entschieden wird.

Damit soll der kurze Durchgang durch einige Elemente der pragmatistischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie enden. Es sollte deutlich geworden sein, auf welche Art von Wirklichkeitsbegriff und auf was für eine Forschungslogik die Grounded Theory rekurriert, wenn sie sich auf den Pragmatismus beruft. Realität ist im Pragmatismus zwar ‚real‘ in dem Sinne, dass da etwas ist; das was es ist, befindet sich aber in einem Prozess kontinuierlichen Werdens. Dabei ist diese Realität auf den gestaltend-erkennenden Aktivismus der Subjekte angewiesen, die

¹¹ Einige davon haben wir im ersten Kapitel bereits kennen gelernt. Strauss und Corbin (1996, S. 56 ff.) haben eine ganze Reihe von „Techniken zur Erhöhung der theoretischen Sensibilität“ im Einzelnen beschrieben. Allerdings können auch diese Verfahrensvorschläge Abduktionen nicht regelhaft erzeugen. Voraussetzung ist in jedem Fall eine Form geistiger Offenheit, wie sie Reicherts als „abduktive Haltung“ im Blick hat. Und riskant bleibt die Sache allemal.

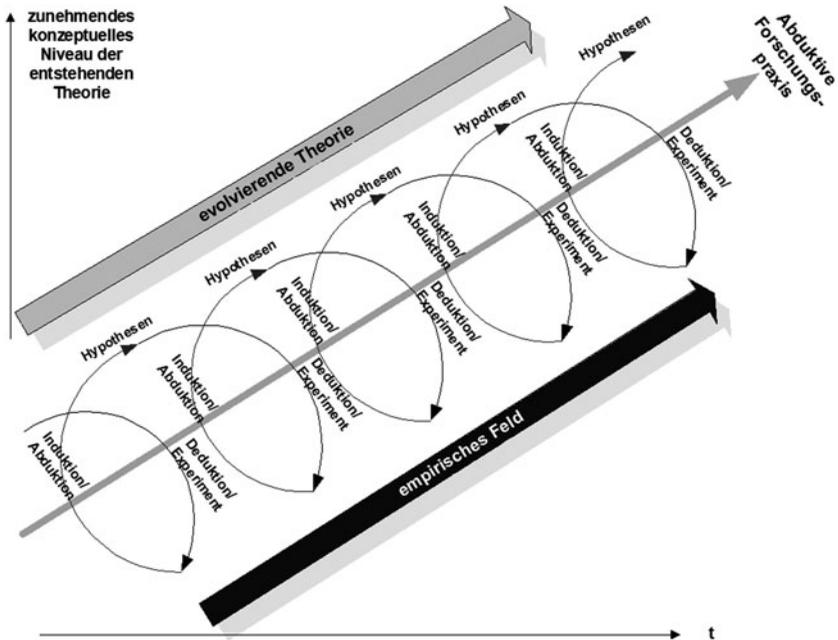


Abb. 3.2 Pragmatische Forschungslogik als schematisches Prozessmodell

nicht getrennt von der Realität (gewissermaßen außerhalb) existieren, sondern diese und damit zugleich sich selbst immer neu hervorbringen.

Somit wird die klassische Entgegensetzung von erkennendem Subjekt und äußerer, „objektiver“ Realität, zu Gunsten eines Kontinuitätsmodells aufgehoben. Das nicht festgelegte Kontinuum potentieller Realitäten wird so immer wieder neu und bezogen auf praktische Handlungsprobleme erkannt und strukturiert. Mead notiert dazu: „Was ein Ding in der Natur ist, hängt nicht einfach davon ab, was es an sich ist, sondern ebenso vom Beobachter“ (zit. n. Shalin 1986, S. 10).

Dabei ist kein Endpunkt der Fixierung von Realität denkbar. Es geht nicht, wie in der Idee des ‚Enträtselns der Wunder der Natur‘ darum, Stück um Stück Welterkenntnis zusammenzutragen, bis man irgendwann das komplette Bild hat. Jedes Bild der ‚Welt da draußen‘ ist immer nicht nur temporär, sondern auch unvollständig, weil jeweils situationsbezogen. Dies gilt ebenso wie für das Handeln der Akteure in ihrer Alltagswelt, in der wir sie beobachten und befragen, auch für unser eigenes Forschungshandeln und betrifft damit auch den Status, den wir

Daten zuschreiben können. Wiederum Mead schreibt dazu: „Aber Fakten sind nicht einfach da um ausgesucht zu werden. Sie müssen herauspräpariert werden, und in jedem Feld sind Daten die schwierigste aller Abstraktionen. Genauer: Selbst ihre Form ist abhängig von dem Problem, dem sie zugehören“ (Mead 1938, S. 98).

Mit dieser Schwierigkeit haben im Übrigen – wie die Laborstudien von Knorr-Cetina (1984) und anderen gezeigt haben – nicht allein die Sozial-, sondern auch die Naturwissenschaften zu kämpfen. Es ist daher auch sehr viel weniger verlockend als noch vor einigen Jahrzehnten, den traditionellen Objektivitätsbegriff der naturwissenschaftlichen Forschung als Vorbild sozialwissenschaftlicher Methodologien heranzuziehen.

Dies sind also *grosso modo* die wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Hintergrundannahmen, auf die sich die methodologische Konzeption der Grounded Theory in der Variante von Strauss beruft. Im Mittelpunkt steht eine auf mehrere Dimensionen bezogene Kontinuitätsunterstellung: Alltagspraxis und Wissenschaft, Subjekt und Objekt/Umwelt, aber auch Handeln und Reflexion sind jeweils als differenzhaltiges Kontinuum miteinander verbunden, statt – wie in der Tradition der analytischen Wissenschaftsphilosophie – als voneinander getrennte Entitäten aufgefasst zu werden. Der Zusammenhang konstituiert sich dabei aktivistisch, also im Handeln, Wirklichkeit ist prozesshaft und multiperspektivisch strukturiert. Ein unabhängiger Beobachter steht für Erkenntnisprozesse ebenso wenig zur Verfügung, wie der Archimedische Punkt, um die Welt aus den Angeln zu heben.

Theoriebegriff, Vorwissen und das Problem der Induktion

4

*The published word is not the final one, but only a pause in the never-ending process of generating theory
(Glaser und Strauss 1967, S. 40)*

Nicht zufällig taucht der Begriff der Theorie bereits im Etikett „Grounded Theory“ auf: Von Beginn an haben sowohl Glaser als auch Strauss die Formulierung erklärend-verstehender Theorien über den erforschten Gegenstandsbereich zum Ziel des von ihnen verfochtenen Verfahrens erkoren und dazu einen analytischen Prozess zur Voraussetzung erklärt. Von forschungsstrategischen Alternativen wie etwa einer „dichten Beschreibung“ (Geertz 1987) setzen sie sich unter Hinweis auf ihren Anspruch an Systematik und konzeptuelle Dichte der angestrebten Forschungsergebnisse ab (Strauss und Corbin 1994, S. 274). Es geht ihnen nicht einfach – obwohl das schwer genug ist – um eine Beschreibung der untersuchten empirischen Phänomene, wie ‚dicht‘ sie auch immer sein mag, sie wollen – ganz im Sinne der Definition Max Webers – aus dem Verstehen erklären können, warum ein sozialer Prozess so verlaufen ist, wie er verlaufen ist, warum eine Beziehungskonstellation so beschaffen ist, wie sie beschaffen ist, etc.¹ Es geht ihnen also sehr wesentlich um eine Integration des aus der Analyse eines fraglichen Phänomens neu entwickelten Wissens mit dem bereits verfügbaren Bestand an alltäglichem oder wissenschaftlichem Wissen.

¹ Hier enden allerdings die Parallelen zu Weber, denn schon in der Wahl der zentralen Untersuchungskategorie (Handeln versus Interaktion) liegen Interaktionisten und rationalistische Handlungstheorien weit auseinander.

4.1 Das induktivistische Selbstmissverständnis

Hier zeigt sich allerdings vor allem in den frühen Selbstdarstellungen der Grounded Theory eine Divergenz, die in der Rezeption zu anhaltender Kritik und vielfältigen Missverständnissen geführt hat. Udo Kelle nennt es das „induktivistische Selbstmissverständnis“ der Grounded Theory (Kelle 1994, S. 341) und spielt damit auf den Umstand an, dass Glaser und Strauss selbst wiederholt den Eindruck erwecken, die Grounded Theory würde im Wege der Induktion zu theoriehaltigen Aussagen über die empirische Welt gelangen.

Die vehemente Gegenposition, mit der die beiden 1967 den umfassenden Geltungsanspruch der nomologisch-deduktiven Position bestritten, lud dazu ein und wurde gerne als *tabula rasa*-Position missverstanden.² Aus der pointiert vorgetragenen Kritik an einer der empirischen Arbeit vorausgehenden, diese aber prädominierenden theoretischen Rahmung auf Basis vorgängiger Theorie ebenso wie aus dem zugespitzten Alternativvorschlag einer rein induktiven, allein auf sorgfältiger Datenanalyse beruhenden Theoriegenese entstand der Eindruck, Grounded Theory fordere die Forschenden dazu auf, sich vor jedem Feldkontakt im Stile einer Katharsis ihres theoretischen Vorwissens vollständig zu entledigen und sozusagen ‚theorieelos‘ das empirische Feld zu betreten. In einer kritischen Reflexion der Entwicklung der Grounded Theory gut 25 Jahre nach dem *Discovery*-Buch räumen Strauss und Corbin ein, dass das induktivistische Missverständnis

als ein Resultat der ersten Vorstellung der Grounded Theory in *Discovery* entstanden ist, was zu einem dauerhaften und unglücklichen Missverständnis darüber geführt hat, worum es eigentlich ging. Wegen des in Teilen rhetorischen Zwecks des Buches und der Autoren Betonung der Erforderlichkeit empirisch gegründeter Theorien, haben Glaser und Strauss den induktiven Aspekt übertrieben dargestellt. (Strauss und Corbin 1994, S. 277)³

Gerade die verschiedentlich auch von Strauss vertretene Vorstellung, theoretische Konzepte würden aus den Daten emergieren (vgl. etwa Strauss und Corbin 1990, S. 23) hat zu der verbreiteten Kritik der Grounded Theory als einer induktivistischen Forschungsstrategie beigetragen (vgl. Kelle 1996, S. 43). Das Konzept-Indikator-Modell (Glaser 1978, S. 62; Strauss 1991b, S. 54, vgl. Abb. 4.1), demzufolge theoretische Konzepte aus einer Reihe von systematisch miteinander verglichenen

² Obwohl sie tatsächlich diese Position gleich zu Beginn des Buches ausdrücklich von sich weisen: „Selbstverständlich nähert sich der Forscher der Realität nicht als einer *tabula rasa*“ (Glaser und Strauss 1998, S. 13).

³ Vgl. auch den selbstkritischen Hinweis von Strauss (1991b, S. 38).

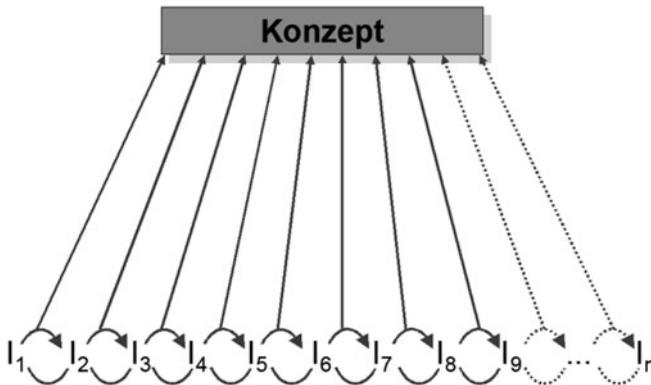


Abb. 4.1 Konzept-Indikator-Modell in der Grounded Theory

empirischen Indikatoren generiert werden, hat diesen Eindruck nicht unwesentlich verstärkt. Eine typische Passage für die zumindest ambivalente Darstellungsweise bei Strauss und Corbin liest sich wie folgt:

Empirisch gegründet ist eine Theorie, die induktiv aus der Untersuchung des Phänomens abgeleitet wird, für das sie steht. Das heißt sie wird entdeckt, entwickelt und vorläufig bestätigt („verified“) durch systematische Sammlung und Analyse von Daten, die das Phänomen betreffen. Daher stehen Datengewinnung, Datenanalyse und Theorie in einer reziproken Beziehung zueinander. Man beginnt nicht einfach mit einer Theorie und prüft sie dann. Eher beginnt man mit einem Untersuchungsbereich und es kann emergieren, was relevant ist. (Strauss und Corbin 1990, S. 23)⁴

Problematisch am Konzept-Indikator-Modell ist vor allem die aus der verkürzenden Schematik resultierende Vorstellung, Phänomene selbst seien Indikatoren für theoretische Konzepte. Indikatoren aber können aus Phänomenen erst durch das aktive Zutun des Beobachters/Forschers werden, indem dieser Phänomenen oder Aspekten von Phänomenen einen auf das theoretische Konzept verweisenden Sinn beimisst (das steckt im Grunde in dem Halbsatz „was relevant ist“ im obigen Zitat). Unsere sinnlichen Eindrücke von einem Phänomen müssen also erst in eine Art von Beobachtungssprache überführt und damit perspektivisch zugerichtet werden.

⁴ Ich beziehe mich hier auf meine eigene Übersetzung des amerikanischen Originals, weil die publizierte deutsche Fassung den Aspekt induktiver Emergenz unangemessen abschwächt: „... was in diesem Bereich relevant ist, wird sich erst im Forschungsprozess herausstellen“ (Strauss und Corbin 1996, S. 8).

Die häufige Betonung der Induktion als Erkenntnismodus der Grounded Theory steht in auffälligem Kontrast zur weitgehenden Abwesenheit von Hinweisen auf die Rolle von Abduktion bei der Datenanalyse und Theoriegenerierung. Dieser Umstand ist angesichts der pragmatistischen Hintergrundphilosophie der Grounded Theory besonders irritierend.

In seinem zentralen Lehrbuch nennt z. B. Strauss Abduktion lediglich ein einziges Mal explizit und zwar in einer Fußnote, in der er sie als ein Konzept bezeichnet, dass „die entscheidende Rolle hervorhebt, die die Erfahrung in der ersten Phase von Forschungsarbeiten spielt“ (Strauss 1991b, S. 38, Fn 2). Das klingt nicht eben nach intimer Kenntnis der Peirceschen Schriften, denn wie wir im dritten Kapitel gesehen haben, besteht der entscheidende Beitrag in Peirce's Konzept der Abduktion gerade in der Einsicht, dass neue Erkenntnis nur zu einem Teil auf Erfahrung basiert (als „qualitative Induktion“), viel wesentlicher aber auf „abduktiven Blitzen“, also jenen spontanen Einfällen, die sich gerade nicht auf Erfahrung reduzieren lassen, sondern grundsätzlich eine neue Qualität in den Erkenntnisprozess bringen.⁵ Gerade dieser Aspekt ist allerdings – in deutlichem Kontrast zur Induktions-Rhetorik – auch eine zentrale Einsicht des Verfahrens der Grounded Theory. Brian Haig merkt dazu kritisch an:

Glaser und Strauss sagen von empirisch gegründeter Theorie, dass sie in Übereinstimmung mit der Methode des ‚ständigen Vergleichens‘ induktiv aus ihren Datenquellen emergiert. Als eine Methode des Entdeckens ist das ständige Vergleichen ein Amalgam aus systematischem Kodieren, Datenanalyse und Prozeduren theoretischen Samplings, das den Forscher in die Lage versetzt, interpretativ Sinn aus vielen der verschiedenen Muster in den Daten zu gewinnen, indem theoretische Ideen auf einem höheren Abstraktionsniveau entwickelt werden, als die ursprünglichen Beschreibungen der Daten. Allerdings trägt die Idee des ständigen Vergleichens wenig dazu bei herauszufinden, ob der induktive Schluss statistisch, ausschließend, abduktiv oder von einer anderen Form ist. (Haig 1995, Abs. 16)

Auch Haig stellt mit Verwunderung fest, dass nicht einmal Strauss in seiner Diskussion von Induktion, Deduktion und Verifikation die Abduktion mit der vermeintlich induktiven ‚Entdeckung‘ von Theorie in Verbindung bringt. Haig insistiert hingegen, dass „es wichtig ist, Peirce's Hinweis zu folgen und den in die Theoriegenerierung involvierten kreativen Schluss als seiner Natur nach abduktiv zu kennzeichnen“ (Haig 1995, S. A17).

⁵ Erfahrung ist hier für *Peirce* allenfalls insofern von Bedeutung, als sie uns helfen kann, Situationen herzustellen, die für das Auftreten dieser spontanen Einfälle besonders günstig sind (vgl. Reichertz 2000).

Es dürfte müßig sein, die Frage zufriedenstellend zu klären, weshalb Strauss die pragmatistischen Wurzeln seiner methodologischen Arbeiten so wenig differenziert darstellt und sie kaum auf die von ihm vorgeschlagenen Verfahren bezieht. Als Hinweis mag uns hier genügen, dass seine Arbeitsweise ersichtlich eher die des Empirikers und weniger die des Sozialtheoretikers oder Geisteswissenschaftlers war, Theoriesystematik und Textexegese also nicht im Zentrum seiner Aufmerksamkeit standen.⁶ Mir scheint aber wichtig festzuhalten, dass gerade jene Merkmale, in denen sich die Strauss'sche Fassung von Grounded Theory von der Variante Glasers unterscheidet (zyklisches Erkenntnismodell, Integration von nicht-prekärem Vorwissen mit der kreativen Interpretation neuer Wahrnehmungstatbestände, Perspektivität als Voraussetzung jedweder Erkenntnis, Methoden als pragmatische Heuristik statt als methodologischer Rigorismus), recht genau jene allgemeine Erkenntnishaltung beschreiben, die Peirce als abduktiv bezeichnet.

Die Überbetonung des induktivistischen Erkenntnismodus in der Selbstdarstellung der Grounded Theory weist dabei zwei problematische Aspekte auf: Die mangelnde Berücksichtigung der Rolle von Kreativität im Forschungsprozess und die ambivalente Beurteilung des Stellenwerts von theoretischem Vorwissen.

4.2 Grounded Theory und Kreativität

Betrachten wir zunächst den Aspekt der Kreativität. Obwohl gerade Strauss verschiedentlich den künstlerisch-kreativen Part der Forschenden im Forschungsprozess betont (z. B. Strauss 1991b, S. 34), stellt der britische Methodologe Ian Dey nicht ganz zu Unrecht fest, die von Strauss und Glaser zumindest in *The discovery* bezogene Position komme einer „devaluation of creativity“ (Dey 1999, S. 35) gleich. Dey verweist auf die mit der Entdeckungsmetapher einhergehende Darstellung der Theoriegenese im Passiv:

Der Gebrauch des Passiv scheint den Forscher komplett außen vor zu lassen. Konzepte, Eigenschaften und deren Beziehungen scheinen fast automatisch aus den Daten zu emergieren – obgleich Glaser und Strauss argumentieren, dass der Forscher ‚theoretische Sensibilität‘ benötigt, um die Emergenz zu bemerken und zu registrieren. (1999, S. 35)

⁶ Wenngleich er neben *Continual permutations of action* noch eine Reihe weiterer soziologischer und sozialtheoretischer Arbeiten veröffentlicht hat (vgl. Strauss 1991a, c, 1994).

Im Unterschied zu anderen Unschärfen in der Darstellung der Grounded Theory (etwa in Bezug auf die Rolle theoretischen Vorwissens; s. u.) handelt es sich bei der Überbetonung von Induktion nicht um ein Problem, das allein der programmatisch überpointierenden Argumentationsweise in *The Discovery* geschuldet ist, denn selbst Strauss und Corbin bezeichnen – wie gezeigt – noch gut zwanzig Jahre später den Weg zu empirisch begründeten Theorien als einen induktiven.⁷ Es geht an dieser Stelle nicht darum Textexegese zu betreiben, doch mögen Deys feinsinnige Beobachtung der Dominanz des Passiv in der Darstellung methodischer Prozeduren und die Tatsache einer auffälligen Betonung der Induktion uns als Hinweise zumindest auf eine gewisse Ambivalenz von Glaser, Strauss und Corbin gegenüber der Induktionsfrage gelten.

Diese Ambivalenz erklärt sich zu einem Teil aus dem methodenpolitischen Problem, die Grounded Theory gegenüber einem methodologischen Mainstream etablieren zu wollen, der die deduzierende Falsifikation von Hypothesen bzw. die vorläufige Verifikation von Theorien in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses rückt. Dieser Orientierung setzen Glaser und Strauss einen Vorschlag entgegen, den sie grob unter den Gegenbegriff zur Deduktion, also unter den der Induktion fassen. In der Rhetorik methodologischer Debatten haben derartige Polarisierungen – wie sich an den Kontroversen zum ‚Methodenschisma‘ in der empirischen Sozialforschung unschwer beobachten lässt – die Tendenz zur Verselbständigung und zur Verleugnung ihrer Ursprünge.⁸ In diesem Fall kommt hinzu, dass die Ursprünge hier durchaus heterogener Natur sind. Es sind nicht nur die differierenden wissenschaftstheoretischen Grundüberzeugungen von Glaser und Strauss, sondern auch der Kontrast zwischen forschungspraktisch inspirierter und angeleiteter Ausformulierung handhabbarer Regeln und deren (im Wesentlichen nachträglicher) Legitimation mit erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Argumenten, die das Auftreten von argumentativen Brüchen und von Inkonsistenzen im Begriffssystem begünstigen.

⁷ Reichertz bringt Strauss' werkgeschichtlich eher späten Bezug auf die Abduktion mit einem Deutschland-Aufenthalt von Strauss in den frühen 1980er Jahren in Zusammenhang, bei dem dieser gerade mit Hans-Georg Soeffner, Fritz Schütze und Richard Grathoff in engem Kontakt stand, die sich just zu jener Zeit mit Abduktion beschäftigten (Reichertz 2007, S. 226 f.). Doch für den insgesamt eher sporadischen und unsystematischen Wiederhall des Abduktionskonzeptes in den methodologischen Schriften von Strauss bietet auch diese These keine Erklärung.

⁸ Es kommt hinzu, dass Peirce' Verständnis von Abduktion erst in den letzten Jahren in seiner ganzen erkenntnispraktischen und methodologischen Tragweite rezipiert wurde. Zur Zeit der Entstehung von *The discovery* waren diese Teile des Peirceschen Werkes noch weitgehend unbekannt.

In der vergrößerten Optik wissenschaftspolitischer Debatten um den ‚richtigen‘ Weg in der Methodenfrage erscheint Induktion als das Sinnbild all dessen, was der nomologisch-deduktive Weg ausblendet oder zumindest marginalisiert, insbesondere des Erfordernisses einer „systematischen Berücksichtigung von Situationsdeutungen, Definitionsprozessen und individuellen Handlungsorientierungen“ (Kelle 1994, S. 341). Von deren empirischer Konkretion auf theoretische Modelle zu schließen, die die tatsächliche Differenziertheit und den Kontextreichtum der empirischen Welt konzeptionell zu fassen vermögen, erscheint auf den ersten Blick als eine induktive Strategie, die vom Fall auf erklärende Regeln ‚schließt‘.

Das Problem beginnt jedoch damit – und hier kommt Peirce ins Spiel –, dass wir es dabei nicht mit einem Problem logischen Schließens, sondern zunächst einmal mit einer Frage praktischer Erkenntnisfähigkeit zu tun haben. Und aus dieser Perspektive zeigt sich recht schnell, dass jeder Versuch zu ‚erkennen‘ was ‚der Fall ist‘, immer schon jenes umfangreiche Klassifikationssystem voraussetzt, das tief in unserer Sprache verankert ist und auf das wir nicht erst beim Benennen von Phänomenen, sondern schon bei deren wahrnehmungspraktischer Auswahl und Abgrenzung unweigerlich zurückgreifen.

Das uns verfügbare kognitive Gerüst ist zugleich verantwortlich für die Grenzen unserer vor-problematischen Verstehensfähigkeit oder umgekehrt: Wahrnehmungsinhalte, die wir nicht im bestehenden System verorten können, werden uns problematisch – vorausgesetzt, dass wir einen handlungspraktischen Bezug zu ihnen herstellen wollen oder müssen. Der erkenntnispraktische Umgang mit diesen noch unbenannten Wahrnehmungsinhalten ist durch induktives Zuordnen zu bekannten Regeln und Begriffen – dem, was wir bei Peirce als „qualitative Induktion“ kennen gelernt haben – also nicht zu erfassen und erfordert jene kreative Eigenleistung, die im Pragmatismus mit der Metapher vom „abduktiven Blitz“, bezeichnet wird.

Die kreative Neuschöpfung von Bedeutungen und Zusammenhängen nicht in den Vordergrund zu rücken, wenn man Verfahren für einen systematischen und kontrollierten, d. h. wissenschaftlichen Zugang zu Wirklichkeit vorschlägt, ist angesichts der erwartbaren Kritik auf den ersten Blick durchaus verständlich, scheint doch allein die Erwähnung von Kreativität gerade die geforderte Systematik und Kontrolle des Verfahrens in Frage zu stellen. Methodenpraktisch werden wir von solch nachvollziehbar Vermiedenem jedoch unweigerlich wieder eingeholt: Ohne den kreativen, riskanten Schluss auf Neues können wir neue Fragen oder Probleme nicht lösen, sondern bleiben dem Altbekanntem verhaftet.

Vor diesem Hintergrund erklärt sich das selbstkritische Statement von Strauss und Corbin, man habe ursprünglich den induktiven Aspekt überbetont. Liest man diese Passage (vgl. weiter vorn, S. 58) genau, dann fällt allerdings auf, dass hier nur

eingerräumt wird, die Rolle theoretischen Vorwissens zu wenig betont zu haben. Die Notwendigkeit der aktiven Kreation neuer Bedeutungen und Zusammenhänge in Auseinandersetzung mit empirischen Daten wird erst gar nicht thematisiert, eine Rehabilitation von Kreativität im Forschen findet nicht statt.

Festhalten können wir also, dass Konzepte und Kategorien nicht emergieren, sondern vielmehr in einem aktiven und – hoffentlich – kreativen Prozess durch Zutun der Forschenden erzeugt werden. Ganz so riskant wie es sich anhört ist dieser Prozess jedoch nicht, weil der erkenntnispraktische Schluss mit der Neuschöpfung noch nicht abgeschlossen ist: Erst die experimentelle Bewährung, so hatten wir bei Dewey gesehen, kann unseren Zweifel beseitigen. Auf empirische Forschung gewendet bedeutet dies: Erst wenn das hypothetisch Theoretisierte sich auch im Rahmen bestehender nicht-problematischer Wissensbestände bewährt, sich mit diesem also zu neuen Wissensordnungen fügt, wird aus einem abduktiven Schluss systematisch kontrolliertes neues Wissen.

4.3 Grounded Theory und theoretisches Vorwissen

Neben dem Problem der Kreativität im Forschungsprozess wirft die in der Grounded Theory lange Zeit gepflegte Überbetonung des induktiven Erkenntnismodus die Frage nach dem Umgang mit Vorwissen und insbesondere mit wissenschaftlich-theoretischem Vorwissen auf: Wenn Konzepte tatsächlich aus den Daten „emergieren“ sollen, wenn die Forschenden davon Abstand nehmen sollen, ihren Daten vorgängige theoretische Konzepte über zu stützen – dann könnte daraus der Eindruck entstehen, über Vorwissen zu verfügen sei, wenn nicht verwerflich, so doch mindestens hinderlich für die sachgemessene Analyse der jeweiligen Daten. In der Tat nähren Glaser und Strauss in *The Discovery* diesen Eindruck mit Ratschlägen wie diesem:

Es ist eine wirksame und sinnvolle Strategie, die Literatur über Theorie und Tatbestand des untersuchten Feldes zunächst buchstäblich zu ignorieren, um sicherzustellen, daß das Hervortreten von Kategorien nicht durch eher anderen Fragen angemessene Konzepte kontaminiert wird. Ähnlichkeiten und Konvergenzen mit der Literatur können später, nachdem der analytische Kern von Kategorien aufgetaucht ist, immer noch festgestellt werden. (Glaser und Strauss 1998, S. 47)⁹

⁹ Glaser vertritt diese Position auch später noch vehement (Glaser 1978, S. 31, vgl. auch Kap. 4).

Übersehen wird bei dieser einseitigen Lesart allerdings das schon in dieser ersten Schrift zur Grounded Theory eingeführte Konzept der „*theoretischen Sensibilität*“ (Glaser und Strauss 1967, S. 46 f.), über das die Vorstellung einer bereits vor Beginn der jeweiligen Forschungsarbeit geprägten (theoretischen) Perspektive in den Ansatz der Grounded Theory integriert wird. Der Unterschied zu nomologisch-deduktiven Verfahren liegt also nicht in dem unterstellten Verzicht auf die Berücksichtigung vorgängiger Theorien, sondern vielmehr in einem veränderten Umgang mit jenem notwendig immer schon vorhandenen Vorwissen sowie generell in einem Theorieverständnis, das die prinzipielle Unabgeschlossenheit von Theorien stärker betont als strukturelle Verfestigungen.

In einem Kapitel, das der Idee des theoretischen Samplings gewidmet ist, schreiben Glaser und Strauss wenige Seiten später:

Der Soziologe sollte des weiteren hinlänglich *theoretisch sensibel* sein, so daß er eine aus den Daten hervorgehende Theorie konzeptualisieren und formalisieren kann. Hat man erst einmal mit der Arbeit begonnen, entwickelt sich die theoretische Sensibilität kontinuierlich fort. Sie verfeinert sich immer weiter, solange der Soziologe in theoretischen Termini auf seine Kenntnisse reflektiert und möglichst viele verschiedene Theorien daraufhin befragt, wie sie mit ihrem Material verfahren und (wie sie) konzipiert sind, welche Positionen sie beziehen und welche Art von Modell sie gebrauchen. (1998, S. 54)

Hier wird deutlich, für wie voraussetzungsvoll Glaser und Strauss schon damals – und entgegen aller Induktions-Rhetorik – den Prozess der Datenanalyse und Theoriebildung halten. Ihr Plädoyer für „theoretische Sensibilität“ zielt aber vor allem darauf, sich nicht durch eine *ex ante* Orientierung an einer *bestimmten* theoretischen Perspektive so weit festzulegen, dass die Gewinnung neuer Einsichten aus dem empirischen Material dadurch eingeschränkt wird. Hier dominiert noch die Wahrnehmung vorgängigen theoretischen Wissens als eine Art ‚notwendiges Übel‘, das es derart in die Untersuchung einzubinden gilt, dass es die angestrebten induktiv-emergenten Prozesse nicht konterkariert.

Erst später hat Strauss im Unterschied zu Glaser den Stellenwert von Vorwissen explizit positiv bewertet und sich dabei nicht auf bloß wissenschaftlich-theoretisches Vorwissen beschränkt, sondern ebenso Alltagswissen mit einbezogen (Strauss 1991b, S. 36). Gemeinsam mit Corbin betont er wenige Jahre später noch entschiedener die Wichtigkeit der Integration von Vorwissen aus Fach- und sonstiger Literatur sowie aus beruflicher und persönlicher Erfahrung (Strauss und Corbin 1996, S. 25 f.). Dabei stellen beide das Erfordernis heraus, dieses Vorwissen „kreativ und phantasievoll“ zu nutzen, aber gleichzeitig den systematischen Bezug zu den Daten im Blick zu behalten. Es geht ihnen also darum, Vorwissen nicht als gültige

Aussagen über die Welt (oder das interessierende empirische Phänomen), sondern als Anregung zum Nachdenken über die untersuchten Phänomene aus verschiedensten Blickwinkeln zu nutzen, also als Fundus „sensibilisierender Konzepte“ in Blumers Sinne.¹⁰

Von *tabula rasa* also keine Spur. Kelle weist in seinem Aufsatz über die Bedeutung theoretischen Vorwissens in der Grounded Theory im Übrigen darauf hin, dass Straus und Glaser schon in ihren frühen medizinsoziologischen Studien, in denen sie die Grounded Theory als Verfahren ‚entdeckten‘, über wesentliche Kategorien für ihre empirische Arbeit bereits vorab verfügten, insbesondere über das Konzept des „Bewusstheitskontexts“ (Kelle 1996, S. 30).

4.4 Zum Begriff der Theorie bei Strauss

Wenn Strauss unter ‚Vorwissen‘ umstandslos wissenschaftliches wie alltägliches Wissen fasst, dann ist dies Ausdruck seiner aus dem Pragmatismus stammenden Überzeugung einer Kontinuität von Wissen: Es gibt keinen kategorial anderen Typ von Wissen, über den die Wissenschaft im Unterschied zur Alltagspraxis verfügt.¹¹ Damit geht ein entsprechend kontinuierlicher Begriff von Theorie einher: Wissen ist im Kern immer schon theoretisch, und Alltagstheorien und wissenschaftliche Theorien bilden keinen harten Dualismus, sondern zwei Pole eines Kontinuums des Theoretisierens.

Strauss geht hier von Theorie in den Wissenschaften als generalisiertem und systematisiertem Teil jenes praxisrelevanten Wissensbestandes aus, auf dessen Basis eine jeweilige soziale Welt von Forschenden ihrer zentralen Aktivität nachgeht – und dabei diesen Wissensbestand kontinuierlich reformuliert. Empirische Sozialforschung setzt nun dort ein, wo dieser Wissensbestand prekär wird, wo unser Wissen nicht hinreicht, um in einem fraglichen Wirklichkeitsausschnitt kompetent handeln – im Fall der Wissenschaften also: erklären – zu können.

¹⁰ Strauss und Corbin widmen den möglichen und sinnvollen Verwendungsweisen von Literatur im Forschungsprozess sogar ein eigenes Kapitel in ihrem Lehrbuch (Strauss und Corbin 1996, S. 31 ff.).

¹¹ Hier ergibt sich auf den ersten Blick ein Gegensatz zu Schütz' Vorschlag, die Konstruktionen der (Sozial-)Wissenschaften als „Konstruktionen zweiten Grades“ von alltagsweltlichen Konstruktionen zu unterscheiden (Schütz 2004, S. 159). Allerdings würde das pragmatistische Argument hier lauten, dass „Konstruktionen zweiten Grades“, also Deutungen einer bereits gedeuteten Welt, nicht auf die Wissenschaften beschränkt, sondern alltägliche Praxis handelnder Gesellschaftsmitglieder sind.

Weil die Gegenstände empirischen Forschens sich in kontingenter Weise entwickeln, ist auch der darauf bezogene Wissensbestand kontinuierlichem, mitunter sogar spontanem Wandel unterworfen. Aus diesem Verständnis von Theorie heraus wäre die Ableitung von Hypothesen aus gegebener Theorie und deren nachfolgende empirische Überprüfung zumindest in jenen Wirklichkeitsausschnitten ein höchst riskantes Unterfangen, die sich als besonders veränderungsintensiv erweisen. Es ist deshalb aber ebenso wenig erforderlich (geschweige denn möglich) sich in der empirischen Forschungsarbeit gegenüber vorgängigem Wissen zu immunisieren. Dies ist der Grund weshalb Strauss vorschlägt, an Blumers Idee der „sensibilisierenden Konzepte“ (vgl. S. 35) anzuknüpfen und vorgängiges Wissen – gleichviel ob theoretisches oder praktisches – nicht als bindende Verlaufsprognose, sondern als Quelle der Inspiration für ein angemessenes Verständnis vorliegender Daten zu verstehen.

Die Betrachtung des Verhältnisses von Empirie zu Theorie bzw. von Daten zu Konzepten ist also nur in prozessualer Perspektive sinnvoll, denn mit der Erarbeitung des einen oder des anderen theoretischen Konzeptes endet die Arbeit der Forscherinnen keineswegs. Vielmehr ergeben sich aus den so erzeugten Konzepten und den zwischen ihnen angenommenen Beziehungen sogleich *ad hoc*-Hypothesen, die im weiteren Gang der Arbeit am empirischen Material zu prüfen sind. Sie werden hier – ganz wie es Dewey in seiner *Logik der Forschung* beschreibt – von ‚Zielen‘ zu ‚Mitteln‘, d. h. aus vorläufigen Ergebnissen werden heuristische Werkzeuge zur weiteren Ausdifferenzierung der entstehenden Theorie. Strauss kommt selten explizit auf diese ‚andere Seite‘ des Forschungsprozesses zu sprechen, das Moment des ‚Entdeckens‘ und ‚Entwerfens‘ von Konzepten aus Daten liegt ihm ersichtlich näher als der Aspekt des Prüfens und Absicherns. Nichtsdestotrotz ist in seinem Grundmodell des Forschungsprozesses immer auch diese Seite mitgedacht:

Wissenschaftliche Theorien müssen zuerst entworfen, dann ausgearbeitet, dann überprüft werden. ... Die Begriffe, die wir bevorzugen, sind Induktion, Deduktion und Verifikation. Mit Induktion sind Handlungen gemeint, die zur Entwicklung einer Hypothese führen ... Hypothesen sind sowohl vorläufig als auch konditional. Deduktion heißt, daß der Forscher Implikationen aus Hypothesen oder Hypothesensystemen ableitet, um die Verifikation vorzubereiten. Die Verifikation bezieht sich auf Verfahren, mit denen Hypothesen auf ihre Richtigkeit überprüft werden, d. h. ob sie sich ganz oder teilweise bestätigen lassen oder verworfen werden müssen. Mit Induktion, Deduktion und Verifikation arbeitet der Forscher über die gesamte Dauer des Projektes. (Strauss 1991b, S. 37)

Man könnte hier kritisch einwenden, der Stand der wissenschaftstheoretischen Diskussion verbiete es mindestens seit Karl Poppers *Logik der Forschung* (1994)

von der Möglichkeit einer Verifikation von Theorien auszugehen, stattdessen sei höchstens – nämlich dann, wenn Hypothesen der empirischen Überprüfung nicht standhalten – eine Falsifikation möglich. Ein solcher, in der Perspektive des Kritischen Rationalismus durchaus zutreffender Einwand würde aber den Kern des pragmatistischen Theoriebegriffs bei Strauss verfehlen: Weil Theorie als Prozess verstanden wird und jede Formulierung einer Theorie immer nur provisorisch ist, versteht er auch Verifikation eher im Sinne einer Prüfung der Plausibilität und Funktionsfähigkeit einer Theorie (zu einem gegebenen Zeitpunkt der Untersuchung und bezogen auf einen mehr oder weniger begrenzten Untersuchungsbereich). Gemeinsam mit Corbin schreibt Strauss über den Theoriebegriff der Grounded Theory:

Theorie besteht aus plausiblen Beziehungen, die zwischen Konzepten und Reihen von Konzepten vorgeschlagen werden. (Wenngleich nur plausibel können sie doch durch fortgesetzte Forschung stabilisiert werden.) Ohne Konzepte kann es keine Aussage geben und damit kein kumulatives wissenschaftliches (systematisch-theoretisches) Wissen, das auf diesen plausiblen, aber der Überprüfung zugänglichen Aussagen beruht. (Strauss und Corbin 1994, S. 278)

Die beiden betonen hier gegen den Anfang der 1990er Jahre aufkommenden Postmodernismus die Erforderlichkeit konsistenter, konzeptuell ausgearbeiteter und überprüfter Theorien als *conditio sine qua non* jeder Wissenschaft. Zugleich aber plädieren sie für eine Selbstbegrenzung des Anspruchs (nicht nur) sozialwissenschaftlicher Theorien. Im Hinblick auf das untersuchte Feld sollen sie plausibel und ‚passend‘ („*fit*“) sein (Corbin und Strauss 2008, S. 305). *Plausibilität* meint dabei die Qualität der Beziehungen zwischen Theorie und Daten unter Berücksichtigung der aktiven Rolle der Forschenden: „... Theorien könne immer zurückverfolgt werden zu den Daten, aus denen sie hervorgegangen sind – innerhalb des interaktiven Kontext von Datengewinnung und Datenanalyse, in dem der Forscher ein gleichermaßen wichtiger Interaktant ist“ (Strauss und Corbin 1994, S. 278 f.). Es geht hier also nicht um eine universell-logische Beziehung zwischen Daten und Theorie, sondern um die Repräsentation dieser Beziehung in einer relevanten Perspektive. „*Fit*“ hingegen bezieht sich auf die Brauchbarkeit, d. h. die Erklärungs- und Prognosefähigkeit der Theorie. Zwar wird einerseits grundsätzlich gefordert, dass gute Theorie als Ergebnis Grounded Theory-basierten Forschens prognosefähig sein müsse, doch wird dies zugleich einer wichtigen Einschränkung unterworfen:

Insoweit Theorie, die durch diese Methodologie (Grounded Theory; J. S.) entwickelt wurde, in der Lage ist, Konsequenzen und deren jeweilige Bedingungen anzugeben, kann der Theoretiker deren Prognostizierbarkeit zumindest in dem begrenzten Sinne behaupten, dass wenn anderswo annähernd ähnliche Bedingungen gelten, dann auch annähernd ähnliche Konsequenzen auftreten sollten. (Strauss und Corbin 1994, S. 278)

Theorien liefern also in prognostischer Hinsicht immer nur Näherungswerte. Weil soziale Prozesse nicht durch (theoretisch zu extrapolierende) Faktoren determiniert sind, ist eine absolute Vorhersage auf Basis einer Theorie, und sei sie noch so gut, prinzipiell nicht denkbar.¹² Weil sowohl die Theorien als auch die soziale Wirklichkeit beständig im Fluss sind, bedarf das Verhältnis der beiden zueinander der *kontinuierlichen* Überprüfung und d. h. einer beständigen Weiterentwicklung der Theorie:

Weil sie (Grounded Theories; J. S.) die Interaktion vieler Handelnder umfassen und weil sie Zeitlichkeit und Prozess betonen, weisen sie eine erstaunliche Fluidität auf. Sie fordern zur Erkundung jeder neuen Situation heraus, um zu sehen ob sie passt, wie sie passen könnte und inwiefern sie eventuell nicht passen möchte. Sie erfordern eine Offenheit auf Seiten des Forschers, die auf dem ewig vorläufigen Charakter einer jeden Theorie basiert. (Strauss und Corbin 1994, S. 279)

Der grundsätzlich nur provisorische Charakter von Theorien ist ein Prinzip von Strauss' Theorietechnik, das nicht von ungefähr an die von Dewey konzipierte, iterativ-zyklische Untersuchungslogik erinnert (vgl. Dewey 2002, S. 127 ff.). Analog zu Strauss' Dreischritt Induktion – Deduktion – Verifikation geht es bei Dewey um 1) das Entwickeln von Ideen und Vorstellungen auf der Basis der vorliegenden Daten („*ideas*“, „*suggestions*“), 2) die denkexperimentelle und logische Ableitung erwartbarer Konsequenzen („*reasoning*“) und 3) deren experimentelle Überprüfung unter Rekurs auf erprobendes Handeln in der sozialen Wirklichkeit („*experiment*“). Was bei Strauss „Verifikation“, heißt, ist bei Dewey experimentelles Handeln. Gemeinsam ist beiden, dass sie diesen Schritt nicht als einen der eigentlichen Untersuchung nachgelagerten „finalen“ Prüfvorgang verstanden wissen wollen, sondern als eine immer wieder zu durchlaufende integrale Prozessetappe des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses, deren Ergebnisse wiederum das Ausgangsmaterial der folgenden Forschungszyklen bildet. Der Sinn jener weiter oben dargestellten Parallelität der Arbeitsschritte von Datenerhebung, Analyse und Theoriebildung (vgl. Abb. 2.1) verweist auf den gleichen Zusammenhang, wenn auch auf arbeitsprozessualer Ebene.

Es zeigt sich also, dass die Grounded Theory in der Fassung von Strauss einen pragmatistischen Theoriebegriff zu Grunde legt, der sich durch Prozessualität und Perspektivität auszeichnet. Vor dem Hintergrund dieser Theoriekonzeption aber kann empirisches Forschen weder auf theoretisches Vorwissen noch auf kreative und riskante Neuschöpfungen von Konzepten verzichten. Zentral für den methodologischen Anspruch des Theoriebegriffs ist bei Strauss allerdings die Vorstellung

¹² Hier würde im Übrigen auch der kritische Rationalismus nicht widersprechen.

eines Gleichgewichts zwischen kreativer Neuschöpfung und systematischer, experimentell orientierter Verifikation von als vorläufig verstandenen Theorien. Mit Strauss' Verständnis von Qualitätssicherung und Güteprüfung befasst sich das sechste Kapitel eingehender. Zunächst aber gilt es im folgenden Kapitel die bislang verstreuten Hinweise auf den methodologischen Dissens zwischen Glaser und Strauss in einen systematischen Zusammenhang zu bringen und die Bedeutung dieses Dissens für eine Konsolidierung des Methodenvorschlags herauszuarbeiten.

Glasers Angriff auf Strauss und Corbin als Ausdruck fundamentaler sozialtheoretischer und erkenntnislogischer Differenzen

5

Im Jahre 1992 veröffentlichte Barney G. Glaser im Eigenverlag ein kleines Buch mit dem Titel *Emergence vs Forcing. Basics of Grounded Theory analyses*. Dieses Buch dokumentiert öffentlich den massiven Bruch, zu dem es 1990, zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung von *Basics of qualitative research*, zwischen Strauss und Glaser gekommen ist. In der Einleitung zu *Emergence vs Forcing* geht Glaser sogar so weit, dass er zwei seiner Briefe an Strauss abdruckt, in denen er diesen in rüdem Ton beschuldigt, sich einseitig die Konzeption der gemeinsam entwickelten Grounded Theory angeeignet und sie zugleich in unzulässiger Weise verfälscht zu haben. Mit Blick auf das Buch von Strauss und Corbin gipfeln Glasers Vorwürfe in einer bemerkenswerten Forderung: „Ich ersuche Dich das Buch (Grundlagen qualitativer Sozialforschung) zurückzuziehen. Es verzerrt und verkennt die Grounded Theory, während es 90 % ihrer wichtigen Ideen krass vernachlässigt“ (Glaser 1992, S. 2). Für die Einleitung eines wissenschaftlichen Buches ist das fürwahr starker Tobak, und auch was Glaser an anderer Stelle in diesem Buch (1992, S. 125 f.) über Juliet Corbin schreibt, ist schwer nachvollziehbar und entspricht nicht den akademischen Gepflogenheiten.

Strauss hat auf diese gravierenden persönlichen und wissenschaftlichen Anwürfe nie öffentlich geantwortet,¹ einesteils weil er kein Freund wissenschaftlicher Dispute war (Corbin 1998, S. 121), aber wohl auch, weil Glasers Kritik so offensichtlich haltlos ist. Glaser wiederum hat nach dem Tod von Strauss (1996) durch die Gründung eines privaten „Institute for Grounded Theory“ versucht, seinen Alleinvertretungsanspruch für das Verfahren der Grounded Theory zu festigen und das eigene Verständnis von Grounded Theory als das autoritative zu etablieren. Sukzessive sind so aus dem von Glaser und Strauss 1967 gemeinsam unterbreiteten Vorschlag

¹ Vgl. aber das interne Memo von Strauss aus dem Jahre 1995, das Corbin 1998 posthum publik gemacht hat.

zur Grounded Theory zwei in wichtigen Punkten gravierend voneinander verschiedene Verfahrensvorschläge auf der Basis weitgehend divergenter methodologischer und sozialtheoretischer Positionen entstanden. Diese Einschätzung ist durchaus umstritten, so postulieren Mey und Mruck (2009, S. 101): „Trotz dieser Weiterungen und Differenzierungen ist es nach wie vor zutreffend, von der GTM [Grounded Theory-Methodologie; J.S.] zu sprechen“. Im Unterschied zu dieser Position wird hier vertreten, dass die Geltungsbegründungen, auf die sich Glaser und Strauss jeweils berufen, zu weit auseinander liegen und sich sogar partiell widersprechen, als dass Forscherinnen, die sich auf GT als Verfahren berufen, umhin kämen, sich für die eine oder die andere der beiden Varianten zu entscheiden. Dies bedeutet allerdings nicht, dass auf der Ebene praktischer Datenanalyse nicht Verfahrenselemente von der einen in die andere Variante übernommen werden können.

Während es wenig Sinn macht, die persönlichen Divergenzen zwischen Glaser und Strauss bzw. Glaser und Corbin hier genauer auszuleuchten und eine Rekonstruktion von wissenschaftlicher Schulung und der damit verbundenen Abgrenzungsdiskurse eher von wissenschaftssoziologischem Interesse wäre, ist es in jedem Fall lohnend, die mittlerweile offenbar gewordene Gegensätzlichkeit der wissenschaftlichen Positionen der beiden Begründer der Grounded Theory etwas eingehender zu betrachten. Zu fragen ist also, welche methodologische Position Glaser für sich reklamiert und mit welchen Argumenten er von dort aus die von Strauss vertretene Variante von Grounded Theory kritisiert. Typischerweise werden die Auseinandersetzungen zwischen Vertretern unterschiedlicher wissenschaftlicher Positionen als Kontroversen aufgefasst und dargestellt. Dies bietet sich im vorliegenden Fall jedoch nicht an, denn obwohl es deutlich gegensätzliche Positionen gibt, fehlt hier ein typisches Merkmal einer wissenschaftlichen Kontroverse: Weil Strauss öffentlich nie auf Glasers Polemiken geantwortet hat, ist es in der Folge nicht zu einem Austausch von Argumenten gekommen. Stattdessen haben sich zwei ko-existierende Richtungen der Grounded Theory etabliert, die beide das gleiche Label für sich beanspruchen.² Dies führt in Methodendiskussionen immer

² Grounded Theory ist keine kanonische Lehre, Glaser und Strauss haben – mit sehr unterschiedlichen Akzenten – den offenen Arbeitsstil-Charakter ihres Verfahrens und dessen Anpassungsbedürftigkeit an die Umstände des jeweiligen Forschungsvorhabens betont. So ist es mittlerweile zu einigen bereits erwähnten, aber an dieser Stelle nicht näher zu betrachtenden Varianten und Neuinterpretationen (Dey 1999; Charmaz 2006; Clarke 2004) gekommen (vgl. dazu aber Kap. 7). Auch gibt es immer wieder Versuche, die GT mit anderen Verfahren zu kombinieren, so etwa Hildenbrand (2005) mit der Objektiven Hermeneutik, Breuer (2009) mit Methoden der Selbstreflexion oder – schon früh – Schütze (1983) mit Methoden der Narrationsanalyse. Mich interessiert hier jedoch allein die Aufspaltung des ursprünglichen, von den beiden Gründern zunächst gemeinschaftlich vertretenen Verfahrensmodells in

wieder zu einiger Konfusion. Bei Forscher(innen), die sich zur Erläuterung ihres methodischen Vorgehens pauschal auf „die“ Grounded Theory beziehen, kann man höchstens mit Blick auf die Referenzliteratur unterscheiden, welche Traditionslinie tatsächlich gemeint ist. Oft genug gibt die Art, in der Forschende sich in ihren Studien oder in methodischen Schriften auf Grounded Theory beziehen, Anlass zu der Vermutung, dass sich sie sich der gravierenden Unterschiedlichkeit der beiden Richtungen gar nicht bewusst sind (Bartlett und Payne 1997).

Der Blick auf die Gegensätze in den beiden Positionen von Glaser und Strauss ist damit zugleich eine willkommene Gelegenheit, die hier vertretene pragmatistisch-interaktionistische Variante der Grounded Theory noch schärfer zu konturieren.

Glaser und Strauss entstammen – und das erscheint für die Genese des Konfliktes von zentraler Bedeutung – sehr unterschiedlichen intellektuellen Traditionen. Strauss haben wir bereits als führenden Vertreter eines pragmatistisch reformulierten Interaktionismus kennen gelernt. Er hat seine akademische Ausbildung in den späten Jahren der Chicago School vor allem bei Herbert Blumer sowie später bei Everett C. Hughes genossen und dabei sowohl die Theorieorientierung als auch die qualitativ-interpretative Forschungstradition dieser von Thomas und Park geprägten ‚Schule‘ kennen gelernt (Strübing 2007a). Glaser hingegen erhielt seine Ausbildung an der von Paul Lazarsfeld und Robert K. Merton gegründeten und geprägten ‚Columbia School‘ mit ihrer eher kritisch-rationalistisch orientierten und vorwiegend quantifizierenden Forschungsmethodik.

Glaser selbst konstatiert einen erstaunlich großen Überschneidungsbereich zwischen beiden Schulen, so etwa die Notwendigkeit von Feldforschung für ein angemessenes Verständnis sozialer Prozesse, die Bedeutung von empirisch begründeter Theorie, die Prozesshaftigkeit der Erfahrung, die Akteure wie Forschende im Feld fortgesetzt machen, die Rolle symbolischer Interaktion bei der aktiven Gestaltung der Umwelt durch die Akteure sowie die Betonung von Wandel, Prozessualität und Variabilität der menschlichen Existenz. Für die Chicagoer Tradition benennt er indes einen sechsten Punkt, von dem er sich ausdrücklich abgrenzt: „die Wechselbeziehung zwischen Bedeutung in der Wahrnehmung von Subjekten und ihrem Handeln“ (Glaser 1992, S. 16). Dabei bleibt jedoch offen, warum aus Glasers Sicht dieser Punkt – der dem Kern des Thomas-Theorems entspricht und in der Soziologie weitgehend als Common Sense gelten darf – für die Columbia-Tradition nicht konsensfähig sein soll, zumal, wie Strauss in besagten Memo vermerkt, gerade dieser sechste Punkt das zentrale Moment jener „Probleme der Handelnden“ ist, auf die die Grounded Theory sich Glasers Meinung nach beziehen soll (zit. n. Corbin

zwei Varianten sowie die darin sichtbar werdende grundlegend unterschiedliche methodische Ausgangsposition von einerseits Glaser und andererseits Strauss.

1998, S. 126) und die Strauss und Corbin mit der Orientierung auf „Phänomene“ laut Glaser aus dem Blick zu verlieren drohen.

Die tatsächlichen Gegensätze zwischen Chicago und Columbia School liegen aber wohl eher in der kritisch-rationalistischen Orientierung der letzteren gegenüber der in weiten Teilen eher pragmatistischen Ausrichtung der Chicagoer Soziologie. Diese Prägung durch so unterschiedliche theoretisch-methodische Schulen hat Nachwirkungen, die bis in die neueren methodischen Schriften der beiden Autoren zu bemerken sind. Dabei versteht Glaser *grosso modo* das ganze Projekt der Grounded Theory als im Kern vom Geist der Columbia School durchdrungen:

Es ist unerlässlich festzuhalten, dass die Grundlagen der Grounded Theory, die ihr unterliegende Methodologie, in großem Umfang auf der analytischen Methodologie und auf Prozeduren beruht, die von Forschern und Studenten der Fakultät für Soziologie und des Büros für angewandte Sozialforschung an der Columbia-Universität in den 1950er und 1960er Jahren mühsam entdeckt wurden. (Glaser 1992, S. 7)

Glaser hat dabei vor allem die ‚Methode des ständigen Vergleichens‘ im Sinn, die wesentlich er selbst in das gemeinsame Projekt eingebracht und auch schon vor dem Discovery-Buch eigenständig, wenngleich als Resultat einer gemeinsamen Forschungspraxis mit Strauss, veröffentlicht hat (Glaser 1965). Für ihn ist das ständige Vergleichen der zentrale Kern des Grounded Theory-Verfahrens. Auch wenn Strauss die zentrale Bedeutung von Vergleichsheuristiken in seiner Fassung von Grounded Theory im Wesentlichen anerkennt, würde er doch der These der zentralen Fundierung der Grounded Theory in den methodologischen Erkenntnissen der Columbia School vehement widersprechen, weil damit nur der methodentechnische, nicht aber der methodologische Kern des Verfahrens benannt ist – Strauss notiert dazu: „Obwohl wir das Gleiche tun, erheben wir doch nicht den gleichen Anspruch“ (zit. n. Corbin 1998, S. 126) – und weil zum anderen die fallbezogene Vergleichsheuristik auch ein zentrales Merkmal der von Znaniecki im Kontext der Chicago School geprägten Analytischen Induktion (Znaniecki 2004) sowie der Feldforschungspraxis des Everett C. Hughes in den 1950er Jahren war (Hughes 1971).

Vor diesem divergenten Hintergrund basiert das *Discovery*-Buch im Grunde auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner der beiden Autoren, ihrer pointierten und wohlbegründeten Kritik an einer positivistisch-funktionalistischen, an den Kriterien ‚objektiver‘ Wissenschaften orientierten Sozialforschung. Wenn es aber darum geht, die eigene erkenntnistheoretische Grundposition positiv zu bestimmen, dann zeigt sich, wie nahe Glaser immer noch einer *tabula rasa*-Position rein induktiver Erkenntnis steht, die (notwendig) auf der Vorstellung einer schon existenten, absoluten Realität basiert. Glaser bleibt bei seiner heftigen Ablehnung der forschenden Bezugnahme auf theoretisches Vorwissen zugleich merkwürdig inkonsequent, denn er propagiert z. B. – im Gegensatz zu Strauss und dessen allgemeiner Heuristik

des „Kodierparadigmas“ – ein großes Set „theoretischer Kodefamilien“ als eine universelle Folie, auf deren Basis die gegenstandsbezogenen Codes des aktuellen Falles in theoretische Konzepte überführt werden sollen. Bei Lichte betrachtet wird an diesem Punkt bei Glaser die Orientierung an theoretischem Vorwissen gegenüber der Strauss'schen Position sogar noch geschärft – obwohl sie seinem eigenen Verständnis zufolge doch minimiert werden müsste.

Strauss andererseits, der sich in seinen eigenen Werken kaum explizit von Glaser abgegrenzt hat, geht von der beschriebenen pragmatistischen Position aus, bei der zwischen dem steten Fluss der „world in the making“ und dem erkennenden Subjekt ein Verhältnis wechselseitiger Konstitution besteht. Als Forscherinnen – ebenso wie als Alltagsmenschen – erschaffen wir unsere (Erkenntnis-)objekte wie uns selbst in praktisch-experimenteller Auseinandersetzung mit der Welt. In der Grounded Theory Strauss'scher Prägung werden die Forschungsobjekte ebenso wie die zwischen ihnen bestehenden Relationen in diesem Prozess konstruiert. Allerdings geschieht dies weder willkürlich (also rein mental und unabhängig von der ‚Welt da draußen‘), noch auf der Basis eines dominanten theoretischen Vorverständnisses, sondern in einem kleinteiligen Prozess praktischen Experimentierens mit denkbaren Erklärungen (Strübing 2007b).

Doch es wird nötig sein, die Differenzen zwischen Glaser und Strauss etwas genauer herauszuarbeiten, um einschätzen zu können, wie gravierend die methodischen Unterschiede tatsächlich sind, die zumindest für Glaser offenbar bestehen. Der Titel von Glasers Polemik gegen Strauss und Corbin ist hier ein erster, recht aussagekräftiger Indikator. *Emergence vs Forcing*: Während Glaser seiner eigenen Verfahrensvariante die Eignung zuschreibt, Theorie aus den empirischen Daten – und nur aus ihnen – ‚ungezwungen‘ emergieren zu lassen, führen die Vorschläge, die Strauss und Corbin unterbreiten,³ nach seiner Überzeugung dazu, die Daten in das Prokrustesbett einer implizit schon vorgedachten Theorie des Gegenstandes zu zwingen. In dieser Generalthese stecken zwei Aussagen, die es durchaus zu hinterfragen lohnt: a) Wird die Möglichkeit rein auf Daten basierender Emergenz unterstellt und b) wird dem Rekurs auf theoretisches Vorwissen unterschiedslos ein die Theorie des Gegenstandes präformierender Einfluss unterstellt.

³ Die polemische Kritik Glasers setzt interessanterweise erst zum Zeitpunkt der gemeinsamen Publikation des Lehrbuchs von Strauss mit Juliet Corbin ein, während er das wenige Jahre zuvor von Strauss allein publizierte, inhaltlich weitgehend identische, wenn auch didaktisch weniger stark aufbereitete Strauss-Buch *Qualitative analysis for social sciences* weitgehend von seiner Kritik ausnimmt. Soweit Glaser damit den streckenweise simplifizierenden und aufs Technische reduzierenden Duktus der Verfahrensexplikation im *Basics*-Buch kritisiert, steht er mit seiner Kritik nicht allein (Charmaz 2006; Hildenbrand 2004; Strübing 2006). Er schießt jedoch weit über das Ziel hinaus, wenn er Kernbestandteile des Strauss'schen Vorschlags diskreditiert.

5.1 Emergenz von Theorien aus Daten

Glasers Position zu Emergenz kommt besonders deutlich in dem bereits erwähnten Konzept-Indikator-Modell (s. 52) zum Ausdruck, in dem er die grundlegenden Bezüge zwischen Empirie und Theorie, zwischen Daten und Konzepten darstellt. Wenngleich der Grundgedanke bereits in Glaser (1965) enthalten ist, formuliert er das Konzept-Indikator-Modell doch erst in *Theoretical sensitivity* ausdrücklich:

Unser Konzept-Indikator-Modell basiert auf dem fortgesetzten Vergleichen von (1) Indikator zu Indikator und dann, wenn ein konzeptueller Kode entwickelt wurde, (2) ebenso dem Vergleichen von Indikatoren zum emergierenden Konzept. Durch das Vergleichen von Indikatoren miteinander ist der Analytiker genötigt, Ähnlichkeiten, Unterschiede und Grad der Konsistenz von Bedeutungen zwischen Indikatoren in Betracht zu ziehen, was eine grundlegende Einheitlichkeit erzeugt, die wiederum in kodierten Kategorien und deren ersten Eigenschaften mündet. Durch die Vergleiche weiterer Indikatoren mit den konzeptuellen Kodes wird der Kode so präzisiert, dass er den besten ‚fit‘ erreicht, während zugleich so lange weitere Eigenschaften entwickelt werden, bis der Kode verifiziert und saturiert ist. (Glaser 1978, S. 62)

Glaser grenzt seine Variante eines Konzept-Indikator-Modells von zwei anderen Varianten ab (dem Konstruieren von Indizes sowie dem Bilden von Dimensionen aus Indikatoren-Clustern in der quantitativen Forschung) und betont die Bedeutung der von ihm vorgeschlagenen Variante für die Funktionsweise der Grounded Theory:

Konzepte und ihre Dimensionen (...) haben sich ihren Weg in die Theorie durch systematische Generierung aus den Daten gebahnt. Dies kann man als dem einfachen Gebrauch von Standardunterscheidungen aus der allgemeinen Soziologie, so als ob diese relevant sein müssten, entgegengesetzt betrachten. (Glaser 1978, S. 63 f.)

Es handelt sich hier also um nichts anderes als die schon von Blumer (1954) formulierte Kritik an definitiven Konzepten, die ohne Prüfung ihrer fallbezogenen Relevanz auf die aktuelle Empirie angewendet werden. Soweit ist Glasers Abgrenzung durchaus plausibel. Doch welche Alternative bietet er an? Handelt es sich tatsächlich um einen so diametralen Gegenentwurf, wie er behauptet? Während die beiden von ihm kritisierten Modelle sich laut Glaser lediglich auf die Bedeutung von Indikatoren beziehen, ohne diese Bedeutung selbst indes zu analysieren, fokussiere sein Modell ausschließlich auf diese Bedeutung (Glaser 1978, S. 63). Doch vom Bemühen um eine deutliche Abgrenzung seiner eher inhaltlichen Orientierung von der vermeintlich eher formalen herkömmlicher Induktionsmodelle getrieben, gerät Glaser hier in die beschriebene Falle eines naiven Induktivismus, weil er den Vorgang des Vergleichens empirischer Indikatoren in erkenntnislogi-

scher Perspektive nicht analytisch hinterfragt. Auf diesem Weg hätte ihm kaum entgehen können, dass empirische Indikatoren einander nicht selbst vergleichen können, ja nicht einmal durch sich selbst zu Indikatoren werden: Es bedarf dazu immer schon kognitiver ‚Werkzeuge‘ die – mehr oder weniger stark, mehr oder weniger explizit – theoriegeladen sind. Die Selektivität unserer Wahrnehmung beim analytischen Zugriff auf die Daten sowie die sprachlichen Mittel zur vergleichenden Darstellung als relevant erachteter Eigenschaften der zu vergleichenden Indikatoren: All dies kommt ohne ein gewisses Maß an theoretischer Vorprägung nicht aus und steht somit der Idee reiner Emergenz von Konzepten aus Indikator-zu-Indikator-Vergleichen und von Theorie aus Empirie entgegen.

5.2 Glasers impliziter Rekurs auf theoretisches Vorwissen

Über diese implizite Verletzung seiner eigenen Kernforderung geht Glaser jedoch noch hinaus, indem er explizit allgemeine sozialtheoretische und erkenntnislogische Konzepte in die Analyse der Daten einfließen lässt und zur Grundlage dessen macht, was er „theoretisches Kodieren“ nennt. Für ihn müssen die substantiellen Kodes, die im offenen Kodieren vor allem entwickelt werden und die ‚empirische Substanz‘ des Forschungsfeldes repräsentieren, mit Hilfe von „theoretischen Kodes“ zueinander in Beziehung gesetzt werden: „theoretische Kodes konzeptualisieren, wie gegenstandsbezogene Kodes im Sinne einer Hypothese miteinander in einer Beziehung stehen könnten, die in die Theorie zu integrieren wäre“ (Glaser 1978, S. 72). Erst substantielle und theoretische Kodes zusammen sind in der Lage, den Sinn untersuchter Zusammenhänge adäquat auszudrücken.

Zwar schreibt Glaser auch theoretischen Kodes Emergenz zu, doch ist es ihm offenbar nicht ganz ernst damit, denn schon wenige Sätze später spricht er davon, dass „es für den Grounded Theory-Forscher notwendig ist, viele theoretische Kodes zu *kennen*, um die Feinheiten der Beziehungen in den Daten sensibel genug zu übertragen“ (Glaser 1978, S. 72, meine Hervorhebung). Es geht also hier nicht wirklich um Emergenz theoretischer Konzepte, sondern um sozialtheoretische Strukturen, die den Forschenden *a priori* kognitiv verfügbar sind, also um theoretisches Vorwissen. Glaser geht davon aus, dass die meisten Forscher sich gewohnheitsmäßig auf nur sehr wenige theoretische Konzepte fokussieren („Die Kodes, in die sie indoktriniert wurden“; 73) und will mit dem Vorschlag einer Liste von 18 (!) „Kodierfamilien“ den theoretischen Horizont der Forscherinnen erweitern. Diese Kodierfamilien enthalten so allgemeine Konzepte wie „Gründe, Kontext, Kontingenzen, Konsequenzen, Kovarianz und Bedingungen“ (1978, S. 74)

oder „Grenzen, Reichweite, Intensität, Ausmaß, ...“ (1978, S. 75), aber auch stärker sozialtheoretisch basierte Konzepte wie „Soziale Kontrolle ..., Rekrutierung, ..., Sozialisation ..., Schichtung ..., Statuspassage ...“ (Glaser 1978, S. 77).

Das Arbeitsmittel der Kodierfamilien ist für unsere Diskussion der Divergenzen zwischen Glaser und Strauss besonders interessant. Denn in *Emergence vs Forcing* macht Glaser Strauss und Corbin insbesondere deren Vorschlag des Kodierparadigmas (vgl. S. 44) zum Vorwurf, weil dieses dazu führe, den Daten eine theoretische Struktur überzustülpen, die den Daten möglicherweise nicht angemessen ist. Tatsächlich aber legt Glaser den Forschenden mit seinem Verfahrensvorschlag schon in seiner Kodierfamilie „The six C’s“ fast alle jene Heuristiken als theoretische Codes nahe, die Strauss und Corbin im Kodierparadigma in Frageform vorschlagen: Ursachen, Kontext, Konsequenzen, Bedingungen. Der Unterschied ist hier ein doppelter und in gewissem Sinne ein gegenläufiger: Auf der einen Seite bildet seine Liste theoretischer Kodierfamilien eine deutlich größere Bandbreite an Konfigurationen, Mustern und Dimensionen ab, innerhalb derer die Forschenden dann die ihren Daten angemessensten auswählen und nutzen sollen.

Wo andererseits aber das Kodierparadigma bei Strauss und Corbin nur den Charakter einer pragmatischen Heuristik hat,⁴ zielt Glaser schon auf die Rahmung der Kodierperspektive durch die Vorgabe einer als weitgehend vollständig (wenngleich nicht völlig abgeschlossen) verstandenen Liste soziologischer Basiskonzepte. Dies wird besonders deutlich, wenn Glaser auf ein von ihm als „basic social process“ bezeichnetes Konstrukt rekurriert, das aus seiner Sicht den Kern des theoretischen Kodierens bildet und das er und seine Koautoren mit Webers „Idealtypen“ und Schütz’ „Homunculus“ auf einer Stufe sehen möchten (Bigus et al. 1994, S. 38). Ähnlich wie bei Strauss mündet auch bei Glaser das Kodieren allmählich in die Suche nach einer Kernkategorie, die es erlaubt, die am Material entwickelte analytische Struktur auf ein zentrales Konzept hin zu fokussieren und damit die verschiedenen Elemente zu einer in sich verbundenen Theorie zu integrieren. Als eine besondere Klasse von Kernkategorien bezeichnet Glaser jene Kategorien, die Prozesse repräsentieren:

Die Kernkategorie kann irgendeine Art von theoretischem Kode sein, zwei Dimensionen, eine Konsequenz und so weiter. Handelt es sich um einen Prozess, so sind zusätzliche Kriterien anwendbar. (Glaser 1978, S. 96)

Diese Klasse von prozessbezogenen Kernkategorien ist es, die Glaser als „basic social process“ (BSP) bezeichnet. „BSP’s sind einfach ein Typ von Kernkategorie – es sind

⁴ Strauss notiert dazu: „Wir verfahren mit dem Paradigma epistemologisch, d. h. als logisches Diagramm, nicht als eines, das sich auf die tatsächlichen Abfolgen von Forschungsschritten bezieht“ (zit. n. Corbin 1998, S. 126).

also alle BSP's Kernvariablen, aber nicht alle Kernvariablen sind BSP's – sondern nur solche, die „zwei oder mehr emergente Phasen aufweisen“ aufweisen (1978, S. 96).⁵ Indem alle BSP's zu Kernkategorien deklariert werden, bekommt dieser Begriff eine andere Bedeutung und einen anderen Status als bei Strauss und Corbin. Während diese vorschlugen, erst aus der Arbeit am Material allmählich jene ein oder zwei für die Erklärung des Phänomens zentralen Kategorien neu zu entwickeln, auf die hin im Wege des selektiven Kodierens die gesamte analytische Struktur orientiert wird, haben Kernkategorien bei Glaser einen definitiven Charakter: Sie sind ‚immer schon‘ Kernkategorien, ganz unabhängig vom aktuellen empirischen Phänomen und werden dann nur noch im Sinne einer erklärenden Variable den im offenen Kodieren entwickelten Kategorien appliziert. Das ist in letzter Konsequenz die Denkungsart einer strukturfunktionalistischen ‚Variablensoziologie‘.

Doch davon einmal abgesehen: Was macht nun die als BSP bezeichnete Sorte prozessualer Kernkategorien zu „*basic social processes*“? Glaser notiert dazu:

Sie haben auch klare und erstaunlich allgemeine Implikationen; so sehr, dass es schwierig ist, sie innerhalb der Grenzen der Untersuchung eines einzelnen Gegenstandsbereiches zu fassen. Die Tendenz geht dahin, sie als eine formale Theorie aufzufassen, ohne das eigentlich erforderliche vergleichende Entwickeln einer formalen Theorie (...). Sie werden mit einem ‚Gerundium‘ (...) bezeichnet, was einerseits ihre Generierung anregt, aber tendenziell auch zu einer übermäßigen Generalisierung führt. BSP's wie Kultivierung, Nichterscheinen, Zentrierung, Hervorhebung, Werdung vermitteln den Eindruck von Prozess, Wandel und Bewegung in der Zeit. (1978, S. 97)

Hier bleibt immer noch unklar, warum dies eine spezielle Eigenschaft eines speziellen Typs von Kernkategorien sein soll und nicht vielmehr die Eigenschaft aller im Gerundium formulierbaren grammatischen Strukturen: Diese drücken immer einen Aspekt von Prozesshaftigkeit aus. Es hat eher den Anschein als führe Glaser willkürlich eine Unterscheidung in den Bereich möglicher Kernkategorien ein, ohne allerdings eine systematische Typenbildung hypothetischer Kernkategorien vorzunehmen. Seine Regel scheint zu lauten: Alle Kernkategorien, die im Gerundium auszudrücken sind, sind BSP. Auch das Kriterium der ‚klaren und erstaunlich allgemeinen Implikationen‘ ist wenig überzeugend: Glasers BSP's weisen diese Eigenschaft ersichtlich vor allem aus einem Grund auf: Weil er sie aus dem Bereich allgemeiner Prozessbegriffe rekrutiert hat. Dass allgemeine Begriffe allgemeine Implikationen aufweisen, ist bestenfalls ein ‚truism‘, bei weitem aber keine Begründung dafür, warum diesen Begriffen als Kernkategorien für die Theoriebildung über je spezielle empirische Zusammenhänge eine basale Rolle zufallen sollte.

⁵ Auch hier bemüht Glaser wieder das Bild der Emergenz, allerdings ohne dies näher zu erläutern.

5.3 Pro und Contra Verifikation: Wie weit reicht der Anspruch der Grounded Theory?

Ein weiterer zentraler Dissens zwischen Glaser und Strauss betrifft die Frage der Verifikation von empirisch begründeten Theorien. Es geht kurz gesagt um die Frage, wie weit der Anspruch des Verfahrens der Grounded Theory reichen soll: Soll es sich darauf beschränken, auf Basis empirischer Daten Theorien zu entwickeln oder sollen diese Theorien zugleich einer Überprüfung unterzogen werden?

Die Position von Strauss dazu haben wir im vorangegangenen Kapitel bereits kennen gelernt: Er setzt – in deutlicher Anknüpfung an Dewey's Modell iterativ-zyklischen Problemlösens – auf den Dreiklang von Induktion, Deduktion und Verifikation, wobei er Verifikation eher im Sinne einer Überprüfung der Plausibilität und der praktisch-experimentellen Funktionsfähigkeit der an der Empirie entwickelten Theorien versteht, einer Überprüfung im Übrigen, die inkrementell vorstattgeht und von Strauss als Teil des Theoriebildungsprozesses und nicht als eine distinkte Arbeitsphase betrachtet wird (vgl. S. 66 f.).

Glaser hingegen lehnt die Vorstellung ausdrücklich ab, dass die Überprüfung einer Theorie untrennbarer Bestandteil der Theoriegenerierung ist:

Es ist das Ziel der Grounded Theory eine Theorie hervorzubringen, die jene Verhaltensmuster erklärt, die relevant und problematisch für die Betroffenen sind. Das Ziel ist nicht umfangreiche Beschreibung, nicht schlaue Verifikation. (Glaser 1978, S. 93)

Ebenso wie er der extensiven Beschreibung empirischer Phänomene als Ziel für die Grounded Theory wenig abgewinnen kann, steht auch Verifikation für Glaser außerhalb des Aufgabenbereichs des Verfahrens. Das ist zunächst ein wenig überraschend, denn in den Wissenschaften sind wir es allenfalls gewohnt, über Art und Ausmaß der anzulegenden Gütekriterien zu diskutieren (vgl. Kap. 6), nicht aber darüber, *ob* wir die von uns aus der Analyse der Daten gezogenen Schlüsse kritisch prüfen oder sie ohne jede Prüfung für zutreffende wissenschaftliche Ergebnisse halten dürfen.

Wer nach den Ursachen dieser Skepsis Glasers gegenüber jeglicher Verifikationsstrategie forscht, stößt schnell auf die alte Abgrenzung gegenüber standardisierten theorie-testenden Verfahren der empirischen Sozialforschung, deren Ergebnissen er eine Tendenz zu mangelndem „fit“⁶ und mangelnder „relevance“

⁶ In der deutschen Übersetzung von *The Discovery ...* wird „fit“ mit Eignung übersetzt. Das gibt den Wortgebrauch bei Glaser aber nicht hinreichend wieder. Es geht bei Glaser eher um eine Passungsverhältnis, also die Frage, inwieweit die Theorie den Daten ‚entspricht‘. Deshalb bleibe ich hier wie bei den nachfolgenden Begriffen beim amerikanischen Original.

bescheinigt (Glaser 1998, S. 235). Damit sind zugleich bereits zwei Kriterien benannt, die Glaser für Qualität und Leistungsfähigkeit von Theorien benennt, die mit dem Verfahren der Grounded Theory erarbeitet wurden. „Fit ist ein anderes Wort für Validität, also ob ein Konzept jene Muster von Daten repräsentiert, das es zu bezeichnen beansprucht“ (Glaser 1998, S. 236). Und weil die Grounded Theory ihre Theorien aus den Daten darüber entwickelt, „what is really going on“, ergibt sich für Glaser die Relevanz der Theorien gleich mit („it is automatic“). Auch das dritte Kriterium, „work“, ergibt sich aus dem „fit“, denn damit ist nichts anderes gemeint, als dass die Theorie in der Lage ist, alle Verhaltensvariationen im untersuchten Bereich angemessen zu integrieren. Weil die fortgesetzte Integration neuer Aspekte des Untersuchungsbereichs nicht dazu führt die so entwickelte Theorie zu entwerten (im Sinne einer Falsifikation), sondern sie sukzessive zu erweitern und zu präzisieren, ist schließlich auch das vierte Kriterium, die „modifiability“ ein zwangsläufiges Resultat der Methode des ständigen Vergleichens.

All dies sind bei Glaser aber nicht Kriterien, an denen eine jede auf Basis der Methodologie der Grounded Theory erarbeitete Theorie erst einmal zu prüfen wäre. Es sind vielmehr Qualitätsmerkmale, die dem Verfahren der Grounded Theory *an sich* eigen sind und die aus diesem Grund deren Ergebnisse prägen. Was die Wertschätzung von „fit“, „relevance“, „work“ und „modifiability“ betrifft, so wäre Strauss hier mit Glaser einer Meinung. In der Tat sind diese Merkmale bereits in *The Discorvey* von beiden gemeinsam benannt worden und zwar vor allem in der Perspektive der Anwendbarkeit von Theorien zur Lösung praktischer gesellschaftlicher Probleme (vgl. Glaser und Strauss 1998, S. 242 ff.). Der Dissens beginnt erst dort, wo Glaser jegliche systematische Überprüfung der Ergebnisse auf das Vorliegen der genannten Qualitätskriterien ablehnt.

Was Glaser stattdessen anbietet ist etwas, das man am ehesten in religiösen Kategorien zu beschreiben geneigt ist. So leitet er sein Buch von 1998, *Doing Grounded Theory: Issues and Discussions*, mit dem folgenden emphatischen Ausruf ein: „How are you doing? I’m doing. Just do it. Let’s do it. Do it because it is meant to be. Do it because it is there to be done. Do it because it WORKS. Grounded theory works and many people are doing it“ (Glaser 1998, S. 1).⁷ Wie ernst es ihm mit diesem Überschwang ist, zeigt sich in der gebetsmühlenartigen Wiederholung der Phrase vom „just do it“, die auch den Schluss des Buches bildet: „In closing I admonish the reader again: trust Grounded Theory, it works! Just do it, use it and publish!“ (Glaser 1998, S. 254).

Das ist nicht ganz das, was man sich unter einer wohlabgewogenen wissenschaftlichen Methodendiskussion vorstellt. Die Idee vom allein seligmachenden

⁷ Aus Gründen der Authentizität bleiben die Zitate dieses Absatzes im amerikanischen Original.

Verfahren der Grounded Theory gipfelt bei Glaser in der Metapher des Vertrauens („trust“): Anstelle einer systematischen Überprüfung, ob die erarbeiteten Theorien auch wirklich leisten, was sie zu leisten vorgeben – also das fragliche Phänomen zu erklären – bietet Glaser die Einladung, den Ergebnissen schon deshalb einfach zu trauen, weil sie mit der Methode des ständigen Vergleichens erarbeitet wurden. Auf diese Weise re-etabliert er jenen objektivistischen Methodenglauben, der davon ausgeht, dass ‚richtige‘ Methoden ‚anwendung‘ praktisch automatisch zu korrekten Ergebnissen führt – ein Glaube, der seit der Wiederentdeckung qualitativ-interpretativer Methoden in den 1960er Jahren mit guten Gründen für überholt gelten sollte. So wichtig Vertrauen in Sozial- wie in Sachbeziehungen ist: Es kann kaum als Ersatz für eine rationale und systematische Überprüfung der erarbeiteten Theorien dienen, sondern höchstens deren Ergebnis sein.

Im Unterschied zu Glaser hat Strauss die Frage der Verifikation zunehmend ernster genommen und – gerade im Rückgriff auf das epistemologische Modell des Pragmatismus – zu einem integralen Bestandteil des Grounded Theory-Verfahrens gemacht. Oder vielleicht sollte man eher sagen: Weil er in seinen späteren Schriften zur Grounded Theory immer weniger in die Perspektive eines kritischen Abwehrreflexes gegen die nomologisch-deduktive Forschungstradition eingebunden war, konnte er das in den Prozeduren der Grounded Theory liegende Potenzial für die Integration von Verifikationsschritten sehen und explizieren – ohne damit das gemeinsame Anliegen einer auf praktische Anwendbarkeit hin orientierenden Theorieentwicklung zu Disposition zu stellen.

5.4 Fazit: Strauss oder Glaser?

Was lässt sich aus der Kritik von Glaser an Strauss und aus Glasers Gegenvorschlag für das Verständnis des Verfahrens der Grounded Theory und seiner Begründung lernen? Vor allem wohl, dass es wenig Sinn macht, ein methodisches Verfahren *at face value* zu nehmen, also nur die Verfahrensschritte zu betrachten und deren Plausibilität abzuschätzen. Denn auf der Oberfläche praktischer Verfahren wirken die Unterschiede zwischen den Ansätzen von Glaser und Strauss nicht besonders gravierend.⁸ Erst wenn wir die Intentionen und Zuschreibungen betrachten, mit denen Glaser einerseits und Strauss andererseits ihre Verfahren rahmen, und wenn

⁸ Strauss notiert in seinem Memo dann auch: „Ich denke B[arney Glaser; J.S.] versteht völlig falsch, wie nahe wir uns in einigen der tatsächlich analytischen Vorgehensschritte sind“ (zit. n. Corbin 1998, S. 126).

wir die dazu jeweils geltend gemachten wissenschafts- und erkenntnistheoretisch fundierten Begründungen und Anschlüsse vergleichend heran ziehen, wird erkennbar, dass es sich tatsächlich um zwei grundverschiedene Verfahren qualitativer Sozialforschung handelt.

Glasers Ansatz hat Udo Kelle nicht ganz zu Unrecht als einen dem frühen englischen Empirismus gleichenden „dogmatischen Rechtfertigungsinduktivismus“ bezeichnet (Kelle 1996). Strauss hingegen steht für ein wesentlich differenzierteres und forschungslogisch besser begründetes Verfahren, das insbesondere in der Frage des Umgangs mit theoretischem Vorwissen sowie im Hinblick auf die Verifikationsproblematik sorgfältiger ausgearbeitet ist. Was beide eint, ist die Orientierung auf die praktische Brauchbarkeit der Untersuchungsergebnisse und die Idee, dass diese Brauchbarkeit nur durch eine enge und systematische Verbindung zwischen empirischen Daten und Theorie zu erreichen ist. Wo Glaser allerdings in Emergenzmetaphern verfällt, entwickelt Strauss ein dialektisches Verhältnis von Theorie und Empirie und kann damit die Existenz und den notwendigen Gebrauch von theoretischem Vorwissen schlüssig in sein Verfahren integrieren, statt es – wie Glaser – durch die Hintertür theoretischer Kodes an die Daten herantragen zu müssen.

Der von Glaser ab 1992 öffentlich ausgetragene Streit mit Strauss hat also vor allem dazu beigetragen, die im Frühwerk zur Grounded Theory enthaltenen Inkonsistenzen und Widersprüche sichtbar werden zu lassen und hat dadurch zu einer pointierteren und in sich jeweils konsistenten Formulierung der jeweiligen methodologischen Positionen geführt. Im Rückblick auf diesen mittlerweile auch aus methodenhistorischer Perspektive gewinnbringend zu betrachtenden Streit ist bemerkenswert, wie wenig Strauss in seinen Arbeiten schon vor Glasers explizitem Bruch mit ihm, also insbesondere in *Basics of Qualitative Analysis*, die eigene Position in kritischer Auseinandersetzung mit Glasers seit dessen *Theoretical Sensitivity* deutlich explizitem Vorschlag entwickelt hat. Stattdessen bezieht sich Strauss durchgängig positiv nicht nur auf das *Discovery*-Buch, sondern auch auf *Theoretical Sensitivity*. Wie auch Bryant (2009, Abs. 10) feststellt, hat Strauss in Grundlagen qualitativer Sozialforschung ganze Abschnitte aus Glasers *Theoretical Sensitivity* übernommen – und damit selbst zur teilweisen Inkohärenz dieses Buches beigetragen. Die entschieden pragmatistische Grundorientierung taucht in Strauss' methodologischen Schriften ab Mitte der 1980er Jahre eher *en passant* auf, so als sei dies immer schon seine Position gewesen. Das ist sicherlich nicht falsch, allerdings spricht – gerade wenn man Strauss' Gesamtwerk betrachtet – vieles für die Annahme, dass es bei ihm gerade in seinen späten Jahren zu einer stärkeren Rückbesinnung auf seine pragmatistischen Grundmotive gekommen ist.

Auch verschiedene Heuristiken und andere Verfahrenselemente, die Strauss und Corbin in ihren Schriften einführen, insbesondere das Kodierparadigma und die „conditional matrix“, werden nicht in ihrer Differenz zu Glasers Interpretation von Grounded Theory dargestellt, sondern eher als kontinuierliche Weiterentwicklungen einer weiterhin einheitlich verstandenen Methode. Zu verstehen ist diese Form wohl vor allem aus der Tatsache, dass Strauss und Corbin in ihren Einführungsbüchern im Wesentlichen die in zurückliegenden Jahren in Forschung und Lehre sukzessive weiterentwickelte Methodenpraxis zu explizieren versuchen. Der Bezug ist also eher die reflektierte eigene Praxis als ein methodologischer Diskurs, den Strauss, wenn wir Corbin (1998) glauben dürfen, wohl vor allem als „waste of time“ betrachtet hätte.

Die durch Glasers Kritik an Strauss und Corbin bewirkte größere Sichtbarkeit gerade der kontroversen Aspekte innerhalb der Grounded Theory-orientierten Verfahren erleichtert es, sich für eine der beiden Varianten (oder auch für die eine oder die andere Neuinterpretation bzw. Weiterentwicklung) zu entscheiden, sie macht eine solche Entscheidung und deren Explizierung in der methodischen Begründung eigener auf Grounded Theory basierender Studien allerdings auch zwingend erforderlich.

Im folgenden Kapitel wenden wir uns nun wieder ausschließlich dem methodischen Ansatz von Strauss zu und verfolgen einen Aspekt weiter, der in diesem wie in dem vorangegangenen Kapitel bereits angeklungen ist: Wie können wir sicherstellen, dass und überprüfen ob Grounded Theory-basierte Forschung ‚gut gemacht‘ ist und ihre Ergebnisse zutreffend sind? Das siebte Kapitel befasst sich dann mit Weiterentwicklungen der Grounded Theory, insbesondere mit der Situationsanalyse von Adele Clarke.

Was ist ‚gute‘ Grounded Theory? Konsequenzen einer pragmatistischen Epistemologie für Qualitätssicherung und Gütekriterien

6

*Rigor and creativity go together and support one another.
... One can discover systematically.
(Gerson 1991, S. 300)*
*All there is to talk about are the procedures we use for
bringing about agreement among inquirers.
(Rorty 1998, S. 72)*

Qualitativ-interpretative Verfahren sind mittlerweile eine feste Größe im Kanon empirischer Methoden der Sozialwissenschaften. Ihre zunehmende und immer selbstverständlichere Verwendung in der Sozialforschung sowie ihre Vermittlung in der soziologischen und psychologischen Methodenausbildung werfen Fragen nach Standards und Gütekriterien qualitativer Verfahren auf, die gerade in jüngster Zeit Anlass zu einigen methodologischen Debatten und Diskussionsbeiträgen waren (Reichertz 2000b; Strübing 2002; Winter 2000; Kincheloe 2001; Kiener und Schanne 2001; Breuer 2000; Hammersley 2001; Huber 2001; Laucken 2002; Lincoln et al. 2001; Seale 2007). Dabei stellt sich die Ausgangslage zumindest in einem Punkt deutlich anders dar als in der nomologisch-deduktiv orientierten, quantifizierenden Sozialforschung: Anders als dort ruhen viele der qualitativen Verfahren auf jeweils voneinander abweichenden Prämissen auf, verwenden also divergierende Legitimationen für die Gültigkeit und Angemessenheit ihrer jeweiligen Verfahrensregeln. Dies betrifft auch die Grounded Theory.

Gütekriterien dienen der Prüfung der Qualität von Forschungsergebnissen, sie stellen aber keine Anleitung zur Erreichung hochwertiger Ergebnisse in der Forschung dar. Vielmehr bedürfen sie einer angemessenen Geltungsbegründung, und diese wiederum muss in adäquater Weise in den Regeln des Forschungsprozesses und den daraus abgeleiteten Gütekriterien abgebildet sein (Flick 2007, S. 487 ff.; Terhardt 1995, S. 382 f.). Dabei sind die Regeln des Forschungsprozesses für die

Qualität der Ergebnisse zentral, während Gütekriterien dazu dienen, die Adäquatheit der Regelanwendung zu überprüfen, also die fallweise Regelabweichung zu bestimmen und unter Bezug auf Standards zu bewerten. Während Fragen der Geltungsbegründung bereits im dritten Kapitel ausführlich diskutiert wurden, sollen hier die darauf aufbauenden Aspekte der Qualitätssicherung und der Bedeutung von Gütekriterien in der Grounded Theory zur Sprache kommen.

Wenn man also, wie Strauss wiederholt betont, Grounded Theory besser oder eben auch schlechter machen kann, dann muss angebbar sein, worin dieses mehr oder weniger an Qualität besteht und woran es sichtbar wird. Womit wir bei der Frage von Gütekriterien wären. Diese sollen unterschieden werden von Qualität sichernden Maßnahmen. Während Gütekriterien Anhaltspunkte für die Überprüfung der erreichten Qualität von Forschungsprozess und -ergebnis liefern sollen, stellen Maßnahmen der Qualitätssicherung das Arsenal der Mittel zur Erzielung qualitativ hochwertiger Ergebnisse dar.

Die beiden Aspekte stehen damit ersichtlich in einem engen Wechselverhältnis: Was Qualität sichernde Maßnahmen sind, lässt sich nur vor dem Hintergrund der angestrebten Güte bestimmen, wobei Güte hier nicht im Sinne eines einfachen ‚mehr oder weniger gut‘ miss zu verstehen ist: Es geht vielmehr darum zu bestimmen, worin die Güte Grounded Theory-orientierter Forschung liegen soll. Hier bieten sich grundsätzlich zwei Alternativen an: Entweder gehen wir von der Existenz universeller wissenschaftlicher Standards aus, womit Gütekriterien diese für den Fall von Grounded Theory-orientierter Forschung lediglich spezifizieren würden. In Anbetracht der pragmatistischen Kritik an einer universalistischen Realitätsauffassung und der Betonung von Prozessualität und Perspektivität als erkenntnis- und sozialtheoretische Maximen ist dieser Weg wenig plausibel. Ausichtsreicher erscheint dagegen die zweite Alternative: vor dem Hintergrund der Zweckbestimmung der Grounded Theory und der konkreten Ziele jeweiliger empirischer Forschungsvorhaben zu bestimmen, welche Qualitäten die Ergebnisse aufweisen müssen, um dieser Zielsetzung gerecht zu werden.

6.1 Die klassische Trias: Reliabilität, Repräsentativität, Validität

Allerdings bildet auch hierzu die klassische Trias der Gütekriterien, also Reliabilität, Repräsentativität und Validität, einen naheliegenden Ausgangspunkt. Jedoch nicht, weil dies die unbestrittenen Prüfsteine einer jeden empirischen Forschung

wären, sondern weil sie vor dem Hintergrund ihrer Bedeutung im nomologisch-deduktiven Ansatz und angesichts der universellen Geltungsansprüche, die seine Vertreter für sie reklamieren, ein etabliertes Modell für Kriterien zur Überprüfung der Realitätshaltigkeit sozialwissenschaftlicher Forschung darstellen (Lamnek 1988, S. 144), mit dem sich die Grounded Theory zumindest auseinander setzen muss.¹

So setzen sich denn auch Corbin und Strauss (1990) in einem Aufsatz speziell zur Frage von Gütekriterien für Grounded Theory orientierte Forschung zunächst mit der Frage auseinander, welche Bedeutung diesen drei Kriterien für die Beurteilung Grounded Theory-basierter Forschungen zukommen kann. Sie redefinieren dabei die etablierten Kriterien nach Maßgabe der abweichenden Forschungslogik und Zielsetzung der Grounded Theory. Das zur Prüfung der Zuverlässigkeit eines Forschungsergebnisses in der quantitativen Sozialforschung traditionell als unverzichtbar erachtete Erfordernis der *Wiederholbarkeit* halten sie nur für sehr eingeschränkt anwendbar, nämlich „in the limited sense that it (das Grounded Theory-basierte Forschungsergebnis; J. S.) is verifiable“ (1990, S. 424). Man könne zwar die in der Theorie getroffenen Kausalaussagen testen, müsse sich dabei allerdings darüber im Klaren sein, dass für soziale Phänomene eine buchstäbliche Wiederholbarkeit der Studie mit identischen Ergebnissen faktisch ausscheidet, weil die Herstellung identischer Ausgangsbedingungen für die erneute Untersuchung nicht zu leisten sei. Dahinter steht die Idee der Prozesshaftigkeit sowohl der sozialen Wirklichkeit als auch der Theorien darüber.

Für an Popper geschulte Ohren muss die Koppelung von Reproduzierbarkeit an eine Verifizierbarkeit der Theorie befremdlich klingen. Der Kritische Rationalismus bestreitet bekanntlich die Möglichkeit der Verifikation empirisch gehaltvoller Theorien und entwickelt ersatzweise das Prinzip der Falsifikation (Popper 1994, S. 14 f.). Strauss und Popper verwenden allerdings unterschiedliche Begriffe von Verifikation. Während Popper die Verifikation für diese Art von Theorien als

¹ Man könnte geneigt sein, Validität, Reliabilität und Repräsentativität in ihrer allgemeinsten und abstraktesten Form als basale Kriterien jedes Wissenschaftlichkeit beanspruchenden Wirklichkeitszugangs aufzufassen, um dann jeweils verfahrensbezogene Spezifikationen dieser Kriterien zu diskutieren. Dagegen spricht, dass im Methodendiskurs die verfahrensbezogen spezifizierten Gütekriterien nomologisch-deduktiver Ansätzen derart stark in diese allgemeinen Begriffe eingeschrieben sind, dass sie meist unhinterfragt als synonym verstanden werden (vgl. etwa die geläufige Übersetzung von Repräsentativität mit ‚statistischer Repräsentativität‘ oder von Reliabilität mit ‚Wiederholbarkeit‘ Schnell et al. 1999, S. 6, 144 ff.). Auf ein weiteres Problem hat Lamnek hingewiesen (1988, S. 145): Weil in ‚quantitativen‘ Untersuchungen die „Gültigkeitsgefährdung“ vor allem in den Erhebungsmethoden gesehen wird, in ‚qualitativen‘ Verfahren hingegen stärker in der Auswertung und Interpretation, richten sich Gütekriterien selbst bei gleicher Bezeichnung tendenziell auf jeweils andere Aspekte des Forschungsprozesses.

Möglichkeit ausschließt, gerade weil er es für undenkbar hält, „daß ein System auf empirisch-methodischem Wege endgültig positiv ausgezeichnet werden kann“ (Popper 1994, S. 15), zielt die von Strauss verfochtene Verifikation als ein Schritt im wiederholt zu durchlaufenden erkenntnislogischen Zyklus von vorneherein auf eine nur *vorläufige* Bestätigung der ohnehin als prozesshaft verstandenen Theorie. Wenn Popper also apodiktisch formuliert „Theorien sind somit niemals empirisch verifizierbar“ (Popper 1994, S. 14), dann legt er damit sowohl einen anderen Begriff von Theorie also auch – konsequenter Weise – einen anderen Verifikationsbegriff zugrunde. Entsprechend nimmt es auch nicht Wunder, dass er die Möglichkeit induktiver Schlüsse von der Empirie auf eine Theorie kategorisch ausschließt: Er wendet sich damit gegen empiristisch verabsolutierte Schlussverfahren, in denen Induktion als empirischer Schluss im *tabula rasa*-Modus gedacht wird, also ohne jegliches Vorwissen und als isoliertes Verfahren. Strauss hingegen vertritt, wie wir gesehen haben, einen pragmatistisch aufgeklärten Induktionsbegriff, der immer im Kontext einer Verbindung induktiver Elemente mit abduktiven und deduktiv-experimentellen Prozessschritten zu denken ist: Keine wissenschaftliche Erkenntnis ohne ein vollständiges und in der Regel wiederholtes Durchlaufen des erkenntnislogischen Zyklus, und kein unfruchtbarer Dualismus von hier (rein) deduktiven und da (rein) induktiven Schlussverfahren. Verifiziert sind bei Strauss solche Theorien, die vorläufig noch nicht falsifiziert wurden.²

Auch eine empirisch begründete Theorie kann vorläufige Gültigkeit nur beanspruchen, insoweit sie systematisch-empirisch überprüft wurde. Die Grounded Theory legt allerdings Wert auf einen *kontinuierlichen* Überprüfungsprozess, der bereits im fortgesetzten Vergleichen des offenen Kodierprozesses seinen Anfang nimmt und gerade deshalb in der Regel ausschließt, dass wir erst zu einem späten Zeitpunkt im Forschungsprozess unsere Theorie als ‚falsifiziert‘ verwerfen müssen. Die Kontinuität des Überprüfens ist also eine Funktion des iterativ-zyklischen Prozesses der Theoriegenese in der Grounded Theory. Diesem Modell hat sich auch das *Repräsentativitätsverständnis* der Grounded Theory unterzuordnen:

„Das Ziel in der Grounded Theory besteht“, so Steinke (1999, S. 75), „nicht im Produzieren von Ergebnissen, die für eine breite Population repräsentativ sind, sondern darin, eine Theorie aufzubauen, die ein Phänomen spezifiziert, indem sie es in Begriffen der Bedingungen (unter denen ein Phänomen auftaucht), der Aktionen und Interaktionen (durch welche das Phänomen ausgedrückt wird), in Konsequenzen (die aus dem Phänomen resultieren) erfaßt ...“.

² Damit liegen Popper und Strauss näher beieinander als manch beherzter Kritiker der Grounded Theory, aber auch umgekehrt manch apologetischer Grounded Theory-Anhänger annehmen mag.

Dem trägt das theoretische Sampling Rechnung, indem die Auswahl der für die – wie ich es nennen würde – *konzeptuellen Repräsentativität* einer entstehenden Theorie als relevant zu erachtenden Daten und Fälle systematisch aus den Aussagesätzen dieser Theorie und ihrer Konzepte abgeleitet wird. Dabei betonen Corbin und Strauss, dass es ihnen um Repräsentativität nicht im Hinblick auf Personen zu tun ist, Befunde also nicht in Hinblick auf bestimmte Personenkreise generalisiert werden sollen. Dies schließt zwar auch der gängige Begriff von Repräsentativität nicht aus (vgl. Kromrey 1987), doch wird der Repräsentativitätsbegriff gerne verkürzt auf eine statistische Repräsentativität von Aussagen aus einer in Art und Umfang bekannten Stichprobe für eine ebenso bekannte Gesamtpopulation hin verstanden. Darauf allerdings zielt die Grounded Theory gerade nicht. Wenn etwa das Problem der Entstehung und Bewältigung von Phantomschmerz untersucht werden soll, dann orientieren sich Auswahlentscheidungen des theoretischen Sampling an der Frage einer umfassenden, alle Kontexte und Perspektiven einschließenden Erarbeitung des Phänomens. ‚Phantomschmerz‘ ist dann als theoretisches Konzept angemessen ausgearbeitet, wenn es empirisch gesättigte Aussagen über Ursachen, Bewältigungsstrategien und Konsequenzen in möglichst vielen unterschiedlichen Kontext-Konstellationen zulässt (etwa bei Beinamputierten im Feldlazarett ebenso wie bei Krebspatientinnen in der Chemotherapie einer Universitätsklinik). Hier gilt es also parallel zur Entwicklung der Theorie die Fälle zu entdecken, zu denen sie etwas aussagt. Je mehr Typen von Konstellationen dabei Eingang in das Konzept finden, desto stärker ist die Verallgemeinerbarkeit desselben.

Welche Rolle spielt schließlich *Validität* in der Grounded Theory? Selbstredend geht es auch in der Grounded Theory darum, gültige Theorien zu entwickeln, also solche, die intern widerspruchsfrei sind und extern eine adäquate Repräsentation der sozialen Wirklichkeit garantieren. Beides wird einerseits durch die beschriebenen Verfahren des Dimensionalisierens sowie des axialen und des selektiven Kodierens in Verbindung mit einer inkrementellen Theoriebildungstechnik angestrebt. Dabei sind die Mikrozyklen aus Datenerhebung, Interpretation und erneuter empirischer Überprüfung von besonderer Bedeutung: In ihnen wird sehr unmittelbar ersichtlich, an welchem Punkt zusätzlich herangezogene Daten die Theorie nicht mehr hinreichend stützen – was Anlass zu Reformulierung, Differenzierung und erneuter empirischer Überprüfung ist. Diese Überprüfung der Validität sukzessive entwickelter theoretischer Konstrukte wirkt zunächst als interne Güteprüfung im Forschungsprozess. Soll sie auch als externe Güteprüfung wirksam werden, so hat dies eine möglichst detaillierte Dokumentation der im Verlauf der Mikrozyklen getroffenen Entscheidungen (Sampling, ad hoc-Hypothesen, induktive/abduktive Schlüsse) zur Voraussetzung.

Ein klassisches Gütekriterium, die *Objektivität*, wird im Rahmen der Grounded Theory überhaupt nicht thematisiert. Zugleich gibt es aber, wie im ersten Abschnitt aufgezeigt, durchaus ein pragmatistisches Konzept von Objektivität. Wie passt das zusammen? Objektivität bezeichnet in der empirischen Sozialforschung traditionell die Unabhängigkeit der Messinstrumente und der von ihnen gemessenen Werte von den Personen der Beobachtenden (Diekmann 2007, S. 249). Grundmerkmal qualitativer Ansätze ist aber gerade die Vorstellung, nicht zu ‚Messen‘, sondern perspektivgebundenes Wissen zu gewinnen und zugleich zu interpretieren. Eine Aufteilung der Datengewinnung in Messen und Interpretieren wird in Abrede gestellt. Der integrierte Prozess der immer schon interpretativen Datengewinnung stellt mit seinem induktiv/abduktiven Grundmuster den Kern jener Kunstlehre dar, bei der weder damit zu rechnen, noch gar zu wünschen ist, dass alle Interpretieren zu gleichen Schlüssen kommen. Gerade die in der Grounded Theory systematisch maximierte Vielzahl möglicher Lesarten bildet das Ausgangsmaterial für diskursiv zu entwickelnde und wiederum empirisch zu überprüfende Theorieentwürfe. Eine objektivierende Integration der unterschiedlichen Perspektiven auf das Material erfolgt also weder im Stile einer Entdeckung objektiver Eigenschaften der sozialen oder der dinglichen Natur, noch rein diskursiv im Sinne eines nominalistischen Modells rein mental verankerter ‚Wirklichkeiten‘. Es ist vielmehr das Wechselspiel von Objektkonstitution und sozialem Handeln mit diesen Objekten, das im sozialen Prozess des Forschens typischerweise (bekanntlich nicht immer) zu einer Schließung in Form einer weitgehend einheitlichen, im Meadschen Sinne ‚objektiven‘ Perspektive führt (vgl. Mead 1987).³

³ Dieser recht pragmatischen Linie folgt in Bezug auf den wissenschaftlichen Status von Abduktionen auch Kelle (1994), wenn er fragt: „Weshalb gelangen ... Forscher oftmals nach wenigen Abduktionen zu einer brauchbaren Hypothese, obwohl ‚Trillionen von Erklärungen‘ möglich sind?“ (1994, S. 149). Dies sei, so Kelles Antwort, aus den „besonderen logischen Beschränkungen“ zu erklären, denen die Abduktion unterliege: „Diese logischen Einschränkungen bedingen den grundsätzlichen Unterschied, zwischen einer Abduktion und einer zufälligen Wahl von Hypothesen: 1. Die neuen, abduktiv erschlossenen Hypothesen müssen zwar originell sein, ihre Originalität wird jedoch durch die zu erklärenden Fakten begrenzt. ... 2. Eine Abduktion muss nicht nur die fraglichen Anomalien vollständig aufklären, sondern auch in einem besonderen Verhältnis zum Vorwissen des Untersuchers stehen. Abduktive Schlussfolgerungen generieren kein Wissen ex nihilo, jede neue Einsicht vereinigt vielmehr ‚something old and something hitherto unknown‘ ... Neue wissenschaftliche Ideen entstehen also aus einer Kombination von altem Wissen und neuer Erfahrung“ (1994, S. 150). Auch hier ist es also das Wechselspiel zwischen abduktiv schließendem Subjekt und den Objekten der Umwelt (einschließlich der kognitiven Umwelt im Sinne von Theorien und Ideen), das zu einer objektivierenden Schließung führt – und ein Argument für die eher hohe Qualität dieser Schlüsse darstellt.

6.2 Qualitätssicherung

Mit der Diskussion über Validität, Reliabilität und Repräsentativität bewegen wir uns noch auf recht abstraktem Niveau. Strauss und Corbin adaptieren diese hegemonialen Kriterien einerseits in strategisch-legitimatorischer Absicht: Sie versuchen zu zeigen, dass, auch wenn Grounded Theory in vielerlei Hinsicht anders verfährt als nomologisch-deduktive Sozialforschung, ihre Verfahrensvorschläge dennoch diese Kriterien implizit berücksichtigen – allerdings spezifiziert für die veränderten Ausgangsbedingungen eines iterativ-zyklischen, theoriegenerierenden Verfahrens auf Basis (vorwiegend) qualitativer Daten. In ihrer Darstellung setzen sie die Trias herkömmlicher Gütekriterien, statt sie tatsächlich in eigene Kriterien der Grounded Theory zu übersetzen, eher mit der Vielzahl Qualität sichernder Strategien in Verbindung, die integraler Bestandteil des von ihnen vertretenen Forschungsstils sind. So ist etwa das theoretische Sampling nicht nur eine Alternative zu statistisch-repräsentativen Zufallssamples, sondern zugleich ein Mittel zur Sicherung von Konsistenz und Reichhaltigkeit der zu entwickelnden Theorien.

Für die argumentative Vermischung von Qualitätssicherung und Güteprüfung gibt es im Falle qualitativer Verfahren im Allgemeinen und der Grounded Theory im Speziellen gute Gründe. Gerade das Fortschreiten von Analyse und Theoriebildung in jenen Mikrozyklen von Induktionen, Abduktionen und Deduktionen (vgl. Abb. 3.2) erfordert das Praktizieren von Verifikationsstrategien von Beginn der analytischen Arbeit an und damit eine annähernde Parallelisierung Qualität sichernder mit internen Güte prüfenden Verfahren. Um der Anschlussfähigkeit an die allgemeine methodische und methodologische Diskussion willen werde ich dennoch zunächst die der Grounded Theory inhärenten Qualität sichernden Maßnahmen diskutieren, bevor ich Fragen der Gütekriterien noch einmal aufgreife.

Allerdings geht der Frage der Qualitätssicherung die Frage nach Art und Umfang der angezielten Qualität voraus: Was soll eine gute Grounded Theory ausmachen? Der zentrale Anspruch – darin sind sich Glaser und Strauss noch einig – besteht in der Erarbeitung einer Theorie, die soziale Prozesse erklären und insofern mit Einschränkungen (s. o.) auch vorhersagen kann. Aus Sicht der Grounded Theory ist dieses Ziele am ehesten mit einer konzeptuell dichten und solide in den Daten gründenden gegenstandsbezogenen Theorie zu erreichen. Besonderen Wert legen die Vertreter der Grounded Theory darüber hinaus auf die praktische Relevanz der Ergebnisse: „d. h. Vorhersage und Erklärung sollen dazu taugen, den Praktiker Situationen verstehen und in Ansätzen kontrollieren zu lassen“ (Glaser und Strauss 1998, S. 13). Angestrebt wird soziologische Theoriebildung nicht um ihrer selbst willen, sondern mit dem Ziel einer verbesserten Handlungsfähigkeit der Akteure

im Untersuchungsbereich. Insofern liegt, wie Ian Dey (1999, S. 233) bemerkt, die Bewährung einer Theorie im Sinne der Grounded Theory weniger in ihrer allgemeinen Richtigkeit, sondern in ihrer praktischen Angemessenheit unter jeweils spezifischen Umständen. „Die Praxis bringt also in gewissen Weise den Test und die Validierung der Theorie“ (Glaser und Strauss 1998, S. 248).

Das Erfordernis der Praxistauglichkeit schließt an jenen Aspekt von Zeitlichkeit im Theoriebegriff der Grounded Theory an, der im vierten Kapitel bereits zur Sprache gekommen ist: Wenn sich praktisches Handeln in einer sich kontinuierlich wandelnden Welt bestimmter Theorien über diese Welt bedienen soll, dann müssen diese Theorien auch Momente des permanenten Wandels und der Prozesshaftigkeit des Sozialen integrieren.

Über diese allgemeinen Bestimmungen hinaus ist es nicht ganz einfach das Ziel ‚Praxistauglichkeit‘ genauer zu fassen. In der pragmatistischen Wissenschaftstheorie – das kann uns hier vielleicht eine Idee liefern – wird als Ziel des problemlösenden Handelns – und somit als spezifische Interpretation des Wahrheitsbegriffs im Pragmatismus – eine erweiterte Handlungsfähigkeit bestimmt: Das Erkenntnisproblem ist dann angemessen gelöst, wenn auf der Basis des neu gewonnenen Wissens das zuvor ‚gehemmte‘ Routinehandeln in modifizierter Form wieder aufgenommen werden kann. Für wissenschaftliche Problemlösungsprozesse (Forschung) kann diese erweiterte Handlungsfähigkeit auf zwei Ebenen relevant werden:

Wissenschaftsimmanent sollten gute Forschungsergebnisse es den Forschenden erlauben, auf Basis des erweiterten Wissens neue Probleme zu identifizieren und zu erforschen – eine Perspektive die letztlich jedem Wissenschaftsverständnis inhärent ist. Praxistauglichkeit im Sinne der Grounded Theory zielt darüber hinaus aber auch auf eine erweiterte Handlungsfähigkeit der Praktiker, also der Menschen in den jeweils untersuchten Praxisfeldern. Bei Strauss und Corbin ging es traditionell immer sehr stark um die Vermittlung der Forschungsergebnisse an die Träger professionellen Handelns im Gesundheitsbereich (Pfleger, Ärztinnen, Sozialarbeiter), aber auch an die dort agierenden Laien (Patientinnen, Angehörige). Der recht wenig akademisch wirkende Schreibstil in den Studien von Strauss, Corbin, aber auch von Glaser erklärt sich auch aus dem Ziel, ihre Ergebnisse diesen Nutzergruppen zugänglich zu machen.

Für die Grounded Theory ist das Mittel der Wahl zur Erarbeitung konzeptuell dichter Theorien die Methode des ständigen Vergleichens. Obwohl der Fall als eigenständige Untersuchungseinheit bei Strauss ausdrücklich herausgehoben wird, bekommt der Einzelfall seine theoretische Relevanz doch erst durch den systematischen Vergleich mit anderen Fällen/Ereignissen. Der beständige Wechsel der Vergleichsperspektive zwischen ähnlichen und unähnlichen Fällen/Ereignissen

trägt dabei gleichermaßen zu einer sukzessive erhöhten Reichweite wie zu einer Steigerung der Dichte und Komplexität der entstehenden Theorie bei, weil wir mit dem Erschließen zusätzlicher, neuer Falldomänen immer auch neue Kontexte und variierende Ursache-Wirkungs-Beziehungen gewinnen und zueinander ins Verhältnis setzen können. Seine Qualität sichernde Wirkung entfaltet das ständige Vergleichen allerdings nur dann, „wenn Interpreten darauf achten, dass sie Kodierungen immer wieder mit bereits vollzogenen Kodierungen und Zuordnungen vergleichen, dass bereits kodiertes Material mit seiner Zuordnung nicht ‚erledigt‘ ist, sondern weiter im Prozess des Vergleichs einbezogen bleibt“ (Flick 2007, S. 523).

Während in der Ursprungsfassung der Methode des ständigen Vergleichens (Glaser 1965) das konkrete analytische Handwerkszeug eher unterbelichtet blieb, hat die Grounded Theory in der Strauss'schen Variante durch die von Schatzman (1991) vorgeschlagenen und von Strauss sowie von Strauss und Corbin weiter ausbuchstabierte dimensionale Analyse an Detaillierung und Schärfe gewonnen (vgl. S. 22 ff.).

Eine Qualität sichernde Maßnahme von besonderer Bedeutung ist dabei das Element der ‚generativen Fragen‘, also jenes fortwährende theorieinduzierte und zugleich auf Theoriegenese orientierte Befragen der analytischen Struktur. Die dabei nutzbaren Frage-Heuristiken hat z. B. Elihu Gerson (1991) detailliert ausgearbeitet und dabei gerade jenen Schritt von der alltagspraktischen zur wissenschaftlich-systematischen Materialbearbeitung expliziert. Von ihm stammt auch das diesem Kapitel vorangestellte, emphatische Statement von der Möglichkeit systematischen Entdeckens. Dabei ist indes Vorsicht geboten: So wenig Kreativität im Forschungsprozess allein ein regelfreier, künstlerischer Akt sein kann, so problematisch ist auf der anderen Seite eine weitgehende Verregelung der analytischen Prozeduren, weil methodisch-kontrolliertes Forschen dann zur bloßen Anwendung von Rezeptwissen zu mutieren droht. Grade mit den sehr vereinfachenden Handlungsanweisungen in den *Grundlagen qualitativer Sozialforschung* haben Strauss und Corbin diese Grenze gelegentlich schon überschritten.⁴

Um eine möglichst hohe Qualität der Ergebnisse zu gewährleisten, ist also vor allem eine sorgfältige – und situativ unterschiedlich ausfallende – Balance von Regelmäßigkeit und Systematik einerseits und kreativen Eigenleistungen der Forscherinnen andererseits erforderlich.

⁴ Auf die 2008 – während der Überarbeitung des vorliegenden Bandes – neu erschienene und von Corbin allein besorgte 3. überarbeitete Auflage von *Basics of Qualitative Research* trifft diese Kritik nur noch zum Teil zu. Das nun wesentlich umfangreichere Buch argumentiert deutlich differenzierter als die Erstausgabe und entwickelt seine methodischen Prämissen stärker an praktischen Beispielen (Corbin und Strauss 2008).

Ein weiteres Qualität sicherndes Element der Grounded Theory ist die Fallauswahl mittels theoretischem Sampling. Die Möglichkeit einer Feinsteuerung der Fallauswahl in einzelnen Etappen des Theoriebildungsprozesses auf Basis der im Prozess erarbeiteten Theorie und der aus ihrer weiteren Ausarbeitung resultierenden Erfordernisse hat vor dem Hintergrund der theoriegenerativen Intention der Grounded Theory Vorteile gegenüber anderen Auswahlverfahren. Weil in der Grounded Theory falsifikationslogische Verfahren der Hypothesenprüfung keine Verwendung finden, ist z. B. die psychologische Barriere für die systematische Einbeziehung ‚negativer Fälle‘ (Lamnek 1999, S. 123) denkbar gering. Auch im Falle des theoretischen Sampling zeigt sich wiederum die enge Verbindung zwischen Qualität sichernden Verfahren und Gütekriterien, denn neue Sampling-Schritte werden induziert durch den Befund von ‚theoretischer Sättigung‘, also einem Kriterium für das Maß der konzeptuellen Dichte und der Ausschöpfung des berücksichtigten Fallmaterials.

Eine weitere Maßnahme zur Herstellung und Sicherung qualitativ hochwertiger Analyseergebnisse ist das Schreiben theoretisch-analytischer Memos. Die Grounded Theory ist neben der Ethnographie die einzige empirische Methode, die einen kontinuierlich den Forschungsprozess begleitenden, analytisch orientierten Schreibprozess so vehement vertritt. Diese Parallele ist vermutlich kein Zufall, denn die Grounded Theory entstammt einem ethnographisch geprägten Forschungsmilieu, und Glaser und Strauss haben in ihren Forschungsarbeiten in den 1960er Jahren ebenfalls ethnographisch gearbeitet und daraus ihren eigenen Forschungsstil entwickelt. Die Grounded Theory macht den kontinuierlichen Schreibprozess zu einem unverzichtbaren Kernelement ihres Forschungsstils und stellt dazu auch eine Fülle von Anleitungen zum Erstellen von und zur weiteren Arbeit mit Memos bereit (Glaser 1978, S. 83 ff.; Strauss 1991b, S. 151 ff.; Strauss und Corbin 1996, S. 169 ff.). Das prozessbegleitende Schreiben verhindert den Verlust analytisch wertvoller Ideen, die in der Materialbearbeitung ‚aufblitzen‘ und zwingt durch das Moment der Explizierung im Schriftlichen zu einer größeren gedanklichen Präzision und Konsistenz – zwei Eigenschaften, die für die weitere Integration zu einer schlüssigen Theorie ebenso wichtig sind wie für die rechtzeitige Korrektur von analytischen Fehlentwicklungen im Projektablauf.

Nicht zuletzt ist das Forschen in Teams und die Diskussion der analytischen Ansätze und Zwischenergebnisse mit nicht involvierten Kolleginnen („peer debriefing“; Lincoln/Guba zit. n. Flick 2007, S. 500) als Mittel zur Kontrolle und Absicherung der Qualität (nicht nur) Grounded Theory-basierter Forschung zu nennen. Andere kommunikative Validierungsstrategien werden bei Strauss und Corbin kaum hervorgehoben, spielen aber implizit eine bedeutende Rolle in ihrem Methodenvorschlag: Was Flick (2007, S. 501) in Anlehnung an Lincoln und Guba

(1985) als „member check“ bezeichnet, also die Re-Präsentation von Interpretationen gegenüber Mitgliedern des untersuchten Feldes, findet in der Grounded Theory im Rahmen der fortwährenden Datengewinnung im Feld zwangsläufig seinen Platz.

6.3 Gütekriterien und ihre Probleme

Sind auch die Verfahren weitgehend benannt, mit denen Qualität aus Sicht der Grounded Theory zu erreichen ist, so bleibt immer noch die Frage hinreichend handfester, praktischer und vor allem verfahrensangemessener Kriterien und Indikatoren zu klären, an denen die Güte einer jeweiligen Grounded Theory-basierten Theorie abzuschätzen wäre. Angesichts der großen Bandbreite unterschiedlichster Untersuchungsformen und Forschungsgegenstände (nicht nur) in der Forschungspraxis der Grounded Theory sowie der geringen Standardisiertheit des Verfahrens können wir kaum erwarten, auf ‚harte‘ Indikatoren zu treffen. Corbin und Strauss belassen es aber auch nicht bei allgemeinen Verhaltensregeln für gutes Forschen und erst recht beschränken sie sich nicht auf einen emphatischen Vertrauensvorschuss à la Glaser. Stattdessen benennen sie eine Reihe von Indikatoren, die in ihrer Gesamtheit geeignet sind, die Qualität der jeweiligen Forschungsarbeiten zu evaluieren. Sie unterscheiden dabei Indikatoren zur Beurteilung des Forschungsprozesses von solchen zur Prüfung der empirischen Verankerung des Theoriebildungsprozesses. Für den Forschungsprozess benennen sie sieben Kriterien:

Kriterium 1: Wie wurde die Ausgangsstichprobe ausgewählt? Aus welchen Gründen?

Kriterium 2: Welche Hauptkategorien wurden entwickelt?

Kriterium 3: Welche Ereignisse, Vorfälle, Handlungen usw. verwiesen (als Indikatoren) – beispielsweise – auf diese Hauptkategorien?

Kriterium 4: Auf der Basis welcher Kategorien fand theoretisches Sampling statt? Anders gesagt: wie leiteten theoretische Formulierungen die Datenauswahl an? In welchem Maße erwiesen sich die Kategorien nach dem theoretischen Sampling als nutzbringend für die Studie?

Kriterium 5: Was waren einige der Hypothesen hinsichtlich konzeptueller Beziehungen (zwischen Kategorien) und mit welcher Begründung wurden sie formuliert und überprüft?

Kriterium 6: Gibt es Beispiele, daß Hypothesen gegenüber dem tatsächlich wahrgenommenen nicht haltbar waren? Wie wurde diesen Diskrepanzen Rechnung getragen? Wie beeinflussten sie die Hypothesen?

Kriterium 7: Wie und warum wurde die Kernkategorie ausgewählt? War ihre Auswahl plötzlich oder schrittweise, schwierig oder einfach? Auf welchem Boden wurden diese abschließenden analytischen Entscheidungen getroffen? (Strauss und Corbin 1996, S. 217)

Was die empirische Verankerung betrifft, so listen sie wiederum sieben Punkte auf:

- Kriterium 1: Wurden Konzepte im Sinne der Grounded Theory generiert? ...
- Kriterium 2: Sind die Konzepte systematisch zueinander in Beziehung gesetzt? ...
- Kriterium 3: Gibt es viele konzeptuelle Verknüpfungen? Sind die Kategorien gut entwickelt? Besitzen sie konzeptuelle Dichte? ...
- Kriterium 4: Ist ausreichende Variation in die Theorie eingebaut? ...
- Kriterium 5: Sind die breiteren Randbedingungen, die das untersuchte Phänomen beeinflussen, in seine Erklärung eingebaut? ...
- Kriterium 6: Wurde dem Prozeßaspekt Rechnung getragen? ...
- Kriterium 7: In welchem Ausmaß erscheinen die theoretischen Ergebnisse bedeutsam? (Strauss und Corbin 1996, S. 218 ff.)

Gerade das letztgenannte Kriterium, die oben schon erwähnte theoretische und vor allem praktische Relevanz, kann man, wie Flick (2007, S. 504) bemerkt, als Versuch werten, eine zu starke Formalisierung der Güterprüfung zu vermeiden.

Basis jeder externen Güterprüfung muss die Offenlegung aller relevanten Informationen zum Forschungsprozess in der resultierenden Forschungspublikation sein, die im Wesentlichen eine detaillierte Dokumentation der im Prozess gefällten Entscheidungen liefern soll (sensibilisierendes Vorwissen; Sampling; Indikatoren für Konzepte; *ad hoc*-Hypothesen und Vorgehen beim Test derselben; Einfluss der Testergebnisse auf die weitere Theoriebildung; Vorgehen bei der Auswahl der Kernkategorie; Belege für die theoretische Sättigung der Kategorien).

Steinkes (1999, S. 77) Kritik der genannten Kriterien als nur „exemplarisch“ und „tautologisch“ verfehlt allerdings das Ziel: Im Grunde beklagt sie damit die mangelnde ‚Härte‘ der Kriterien, weil ihnen keine klaren Indikatoren dafür beigegeben sind, an welchen Schwellenwerten ein Prozessschritt als unzulänglich zu verwerfen ist, welches also unbedingt sicherzustellende Qualitätsstandards sind. Andererseits wäre es vermessen, wollten Schöpfer eines Verfahrens selbst festlegen, bis zu welchem Punkt mit ihrem Verfahren erzielte Ergebnisse als gültig zu bewerten sind – zumal solche Indikatoren ohnehin nicht universell, sondern immer nur fallbezogen bestimmt werden könnten. Grounded Theory zielt hier – ganz pragmatistisch – auf die Bewährung der Theorie in der Praxis: Ist die Theorie brauchbar für Akteure im untersuchten Feld und/oder für Forscherinnen, die mit dieser Theorie weiter arbeiten? Wenn uns keine universellen Wahrheitskriterien zur Verfügung stehen, dann bleibt für die Beurteilung auch einer wissenschaftlichen Theorie – neben ihrer inneren Widerspruchsfreiheit – nur die Praxis der mit unterschiedlichen handlungspraktischen Perspektiven auf sie Bezug nehmenden Akteure: Praktiker wie Forscherinnen müssen in einem interpretativen Prozess

entscheiden, was die Theorie *für sie* taugt.⁵ Allerdings ist damit mehr gemeint als die von Lincoln und Guba (1985, S. 289 ff.) propagierte kommunikative Herstellung von Glaubwürdigkeit („trustworthiness“), weil Strauss und Corbin zwar von einer multiperspektivischen, aber eben doch – im Sinne Meads – objektiven Realität ausgehen, während Lincoln und Guba der konstruktivistischen Vorstellung einer kommunikativen Aushandlung konkurrierender Konstruktionen über die Welt verbunden bleiben.⁶

Zur Beurteilung der Güte einer erarbeiteten Theorie sind die von Corbin und Strauss benannten Prozesskriterien ebenso ein Hilfsmittel, wie die von ihnen aufgeführten Qualitätsindikatoren für die generierte Theorie selbst. Dabei geht es neben der praktischen Relevanz („*significance*“) insbesondere um die *Dichte und Systematik* der erarbeiteten und empirisch vorläufig verifizierten Beziehungen, das erreichte *konzeptuelle Niveau* der Theorie sowie die darin enthaltene *Varianz und Reichweite* von Erklärungen der betreffenden Phänomene. Praktische Relevanz, konzeptuelle Dichte, Reichweite und empirische Verankerung sind diejenigen der genannten Kriterien, die der Struktur des Verfahrens und dessen epistemologischem Hintergrund besonders angemessen sind. Anhand dieser Kriterien lässt sich zwar schwerlich sagen, eine mittels Grounded Theory erarbeitete Theorie sei so und so gut, wohl aber lassen sich zwei Theorien zum Gegenstand miteinander vergleichend bewerten: Diejenige, deren Kategorien und Subkategorien stärker und vielfältiger im Datenmaterial verankert und zugleich intensiver aufeinander bezogen sind, ist nach diesen Maßstäben die ‚bessere‘ Theorie. Die Theorie, die dabei mehr divergierende Falldomänen zu erfassen und zu integrieren versteht, hat eine größere Reichweite. Eine Studie zu Phantomschmerz, die eine differenzierte empirische Analyse der Körperselbst- und Fremdwahrnehmungen enthält und ihre theoretischen Konzepte auf das Phänomen zu beziehen weiß, ist unter Qualitätsgesichtspunkten einer Theorie vorzuziehen, die zwar auch Körperwahrnehmungen

⁵ Der Unterschied zwischen dem pragmatistischen und dem kritisch-rationalen Verständnis der praktisch-empirischen Bewährung einer Theorie liegt darin, dass im pragmatistischen Verständnis die Bewährung einer Theorie nicht auf den „Begründungszusammenhang“ beschränkt bleibt, sondern immer auch Aspekte des „Verwertungszusammenhangs“ mit einbezieht. Die von Reichenbach (1983, S. 3) allein für die Zwecke der Erkenntnistheorie vorgeschlagene Trennung in einerseits vorwissenschaftliche Entdeckungs- und Verwertungszusammenhänge und andererseits einen allein wissenschaftlichen „Begründungszusammenhang“ wird in der Grounded Theory nicht nachvollzogen.

⁶ Eine differenzierte Analyse der Stellung verschiedener dialogischer Formen der Validitätsprüfung in qualitativen Methodologien hat Terhardt (1995, S. 388 ff.) vorgelegt – er bezieht sich allerdings nicht auf die Grounded Theory.

erhebt, sich dabei aber auf Selbstwahrnehmungen beschränkt und diese Daten auch nicht systematisch auf das Phänomen des Phantomschmerzes beziehen kann.

Diese Kriterien zu erfüllen oder ihnen zumindest nahe zu kommen, ist indes kein prozeduraler Automatismus: Ein Mehr an Regelbefolgung und Grounded Theory-Methodentechnik erbringt nicht automatisch bessere Ergebnisse. Dagegen steht die zentrale Forderung nach Flexibilität und situativer Adaption, aber auch die Einsicht in die Erforderlichkeit kreativer Eigenleistungen der Forschenden.

„Keine Methodologie, sicherlich auch nicht die Grounded Theory kann sicherstellen, dass dieses Wechselspiel (zwischen Forscherin und Material; J.S.) kreativ ist“, so Strauss und Corbin (1996, S. 220), dies hänge vielmehr von „drei Eigenschaften des Forschers ab: analytische Kompetenz, theoretische Sensibilität und Sensibilität für die Feinheiten von Handlung und Interaktion“. Relevanz der Forschung lässt sich also nicht durch akribisches Erfüllen der Kriterienlisten allein erreichen, sondern erst wenn und insoweit dies mit der Kompetenz der Forschenden zusammen fällt.

Es gibt also so etwas wie einen Grenznutzen zwischen Regelbefolgung und gegenstandsspezifischer, Kreativität optimierender Verfahrensadaption. Erst auf der Basis dieser pragmatisch zu treffenden Abwägungen im konkreten Fall lässt sich sinnvoll die Qualität des Prozesses wie seiner Ergebnisse auf der Basis der genannten Kriterien beurteilen. Genau hier liegt auch das zentrale Motiv für das Insistieren auf einer sorgfältigen Prozessdokumentation bei Corbin und Strauss, denn nur daran lassen sich *ex post* die jeweiligen Umstände der Forschungsprojekte beurteilen und Anhaltspunkte für möglicherweise problematische Ergebnisse ausmachen. Ob etwa eine entwickelte Kategorie ‚theoretisch gesättigt‘ ist, ist zwar eine Entscheidung des Forschungsteams in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material. Die Angemessenheit dieser Entscheidung extern zu prüfen, setzt jedoch eine hinreichende (also nicht nur exemplarisch-illustrative) Dokumentation der zu Grunde liegenden empirischen Evidenzen voraus – was unter rein praktischen Gesichtspunkten im Forschungsalltag nur selten zu leisten ist.

6.4 Forschungspragmatik und Gütesicherung

Die Diskussion über Qualitätssicherung und Güterkriterien bleibe im Fall der Grounded Theory unvollständig, würden wir nicht noch einmal den Bogen zurück zu jenem Diktum von der Grounded Theory als Forschungsstil schlagen: Wenn damit verbunden ist, dass die Forschenden das vorgeschlagene Verfahren situativ an Gegenstand, Forschungsfrage und eigene Kompetenzen anpassen können und

sollen, dann ist damit die Einheitlichkeit des Verfahrens ebenso wie die Angemessenheit einheitlicher Gütekriterien in Frage gestellt. Daher ist es unerlässlich, einige unverzichtbare Elemente des Verfahrens zu identifizieren – schon um Klarheit zu gewinnen, wovon wir sprechen, wenn wir von Grounded Theory reden. Strauss selbst betont zunächst die Unverzichtbarkeit des Kodierens und des Schreibens analytischer Memos (Strauss 1991b, S. 33). Diese beiden Merkmale sind jedoch keineswegs hinreichend, um die Funktionsfähigkeit, aber auch um die Identität des Verfahrens zu sichern. Im Lichte der in diesem Buch diskutierten methodologischen Argumente sind eine iterativ-zyklische Vorgehensweise, das theoretische Sampling mit dem Kriterium der theoretischen Sättigung und nicht zuletzt die Methode ständigen Vergleichens unter Verwendung generativer Fragen ebenso unverzichtbar wie das Kodieren und das Schreiben von Memos.⁷ Dabei geht es keineswegs nur darum, die ‚typischen‘ Merkmale der Grounded Theory zu markieren, sondern diejenigen Verfahrenselemente zu benennen, die für die Erreichung des angestrebten Zieles – einer gegenstandsbezogenen Theorie des Forschungsfeldes – notwendige Funktionsbedingungen darstellen. Unter den genannten erkenntnis- und sozialtheoretischen Prämissen ist eine andere Sampling-Strategie als die des theoretischen Samplings nicht plausibel; wenn eine gegenstandsbezogene Theorie alle kategorialen Varianten im Gegenstandsbereich möglichst vollständig erfassen und aufeinander beziehen soll, dann werden wir dies mit einem anderen Kriterium als dem der theoretischen Sättigung nicht überzeugend leisten können usf.

Die mit der Redeweise vom Arbeitsstil gemeinten Adaptionselemente liegen unterhalb der Ebene des Durchführens oder Auslassens bestimmter Kernelemente der Grounded Theory und betreffen vor allem das Wie und die Frage der Ausführlichkeit und Systematik. Nicht jede Forschung zielt vorrangig auf einen sozialwissenschaftlich motivierten Theoriefortschritt. In vielen Fällen geht es tatsächlich vorrangig darum, Wissen zur Bewältigung praktischer Handlungsprobleme in begrenzten Gesellschaftsbereichen zu gewinnen. Dies ist z. B. in der Sozialarbeitsforschung oder in den Gesundheitswissenschaften – zwei wichtigen Anwendungsfeldern der Grounded Theory – sehr häufig der Fall. Auch die Erhebung von Wissen für informatische Anwendungen (etwa Expertensysteme) bedient

⁷ Auch Strauss und Corbin sind an anderer Stelle etwas anspruchsvoller was die Mindestanforderungen an Grounded Theory-basierte Forschung betrifft: „Die Merkmale ..., die wir als so zentral beachten, dass ihre Aufgabe eine große Abweichung bedeuten würde, sind das Begründen von Theorie durch das Wechselspiel von Daten und Theorie, das Durchführen ständiger Vergleiche, das Fragen theorie-orientierter Fragen, theoretisches Kodieren und die Weiterentwicklung von Theorien.“ Sie geben sich hier aber auch keinerlei Illusionen hin: „Allerdings: Kein Erfinder bleibt auf Dauer in Besitz seiner Erfindung“ (Strauss und Corbin 1994, S. 283).

sich gerne der Grounded Theory, ohne dabei das Ziel einer umfassenden Theorie des Gegenstandsbereichs zu verfolgen (Chisnall et al. 1995; Grinter 1995; Engelmeier 1994). Je nach Verwendungszweck ist es daher – wie auch Strauss und Corbin (1996, S. 17 f.) anmerken – durchaus legitim, den mit der Verwendung all jener für unverzichtbar erklärten Verfahrenselemente einher gehenden Aufwand zu begrenzen und Abstriche an Umfang und Systematik der Forschungsarbeit vorzunehmen – allerdings um den Preis von Ergebnissen, die nicht mehr zur Gänze den Ansprüchen wissenschaftlich-systematischer Theoriebildung in der Grounded Theory genügen können (Holloway und Todres 2003, S. 353). Die Diskussion um die methodologische Bewertung solch forschungspragmatischer „Abkürzungsstrategien“ (Lüders 2000, S. 636) steht in den qualitativen Methoden noch am Anfang. Nicht akzeptabel wäre indes die Etikettierung von Forschungsarbeiten als Grounded Theory-basiert, wenn sie sich tatsächlich des Verfahrens lediglich opportunistisch im Sinne eines ‚Methodensteinbruchs‘ bedient.

Ein anderes Problem für die Sicherung einer guten Methodenpraxis stellen die forschungsorganisatorischen Rahmenbedingungen dar. Die Ausführungen der vorangegangenen Kapitel sollten verdeutlichen haben, dass die Erarbeitung einer gegenstandsbezogenen Theorie mit den Mitteln der Grounded Theory zwar zu guten Resultaten führen kann, aber zugleich im Zeitverlauf und im zu leistenden Aufwand vorab schwer zu kalkulieren ist. Genau hier kollidiert das Verfahren mit der Praxis der Mittelakquisition: Forschungsförderer neigen begrifflicherweise dazu wissen zu wollen, wofür sie ihr Geld ausgeben und ob mit den bereitgestellten Summen in der vorgesehenen Zeit das angestrebte Ergebnis zu realisieren ist. Hier sind die Verlockungen groß, die Absicht eines sukzessiven, prozessabhängigen Samplings verschämt zu verschweigen und extern plausibilisierte Fall- und Datenauswahlen in den Antrag zu schreiben. So lange die Praxis der Begutachtung sich hier nicht ändert (ein Prozess, der bereits im Gange ist), sind derart strategische Umgangsweisen in der Mittelakquisition durchaus verständlich – wenn dies nicht dazu führt, auch in der Forschungspraxis von den konstitutiven Elementen der gewählten Methode abzuweichen. Ein ähnliches Problem stellt sich in puncto Teamarbeit: Die postulierte Forschungsarbeit im Team ist nicht nur nicht der Regelfall wissenschaftlichen Arbeitens, sie wird auch durch die Praxis insbesondere der Durchführung von Qualifikationsarbeiten und durch die Knappheit der Forschungsmittel systematisch eingeschränkt. Promotions- und Habilitationsstudien sind in aller Regel Arbeiten, die von Einzelnen ausgeführt werden. Und selbst wenn – etwa im Rahmen von Drittmittelprojekten – zwei oder mehr Forscherinnen an einem Gegenstand arbeiten, geschieht dies meist im Wege klassischer Arbeitsteilung, weil die Personalmittel für eine gemeinsame Bearbeitung aller Daten nicht hinreichen und/oder weil schon in der Projektbearbeitung Claims für die darauf aufbauenden Qualifi-

kationsarbeiten abgesteckt werden. An diesen Rahmenbedingungen ist so schnell nichts zu ändern. Abhilfe schaffen hier vor allem die gut erprobten und an vielen Universitäten mittlerweile etablierten Forschungswerkstätten (Reim und Riemann 1997), in denen Forscher mit vergleichbaren methodischen Problemen, jedoch unterschiedlichen Forschungsgegenständen einander wechselseitig bei der Analyse zumindest exemplarischer Materialien unterstützen.

Grounded Theory und Situationsanalyse: Zur Weiterentwicklung der Grounded Theory

7

Wenn die Grounded Theory explizit die Anpassungsbedürftigkeit methodischer „rules of thumb“ betont und zur Begründung auf die interpretationsbedürftige Lücke zwischen Regel und Situation verweist sowie auf die Dynamik der fortwährend neu geschaffenen sozialen Welt, dann bleibt es nicht aus, dass auch dieser Forschungsstil selbst nicht statisch bleibt, sondern fortwährenden Veränderungen unterliegt. Oder andersherum: In pragmatistischer Perspektive sind Methodologien und Methoden ebenso wie Theorien am besten als Prozesse zu verstehen. Waren in den 1960er Jahren ambitionierte Gegenentwürfe zur Überwindung der Unzulänglichkeiten standardisierter Sozialforschung gefragt, so muss sich die Grounded Theory inzwischen in einem Geflecht unterschiedlicher methodologischer Positionen und methodischer Verfahren innerhalb des Spektrums der qualitativ-interpretativen Sozialforschung verorten und zugleich die Ausdifferenzierung auch der sozialtheoretischen Positionen (und ihrer methodologischen Implikationen) reflexiv auf die eigene Forschungspraxis beziehen.

Wenn man die bereits erwähnte, von Norman Denzin (2007, S. 454) aus freundlicher Halbdistanz vorgenommene Unterscheidung wesentlicher Entwicklungsrichtungen des Forschungsstils der Grounded Theory zum Ausgangspunkt nimmt, also positivistisch (Glaser), pragmatistisch (Strauss), konstruktivistisch (Charmaz) und postmodern (Clarke), dann zeigt sich zunächst ein Generationenunterschied: Kathy Charmaz und Adele Clarke, beide in San Francisco bei Strauss ausgebildet, sind die führenden Repräsentantinnen der zweiten Generation von Grounded Theory-Forscherinnen und reagieren mit ihren Vorschlägen bereits auf das in Kap. 5 diskutierte methodologische Schisma zwischen pragmatistischer und objektivistischer Grounded Theory. Der umfassendere Vorschlag stammt von Adele Clarke; er soll hier daher ausführlicher zur Sprache kommen. Doch zunächst eine knappe Darstellung der von Kathy Charmaz entwickelten Position.

7.1 Kathy Charmaz: Grounded Theory konstruktivistisch gewendet

Mit dem Label einer „Constructivist Grounded Theory“ markiert die Soziologin Kathy Charmaz seit Ende der 1990er Jahre eine Differenz ihres Forschungsstils sowohl gegenüber dem von Glaser als auch dem von Strauss. Ihren Ansatz präsentiert sie ausführlich in dem 2006 erstmals erschienenen Lehrbuch *Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. Dabei charakterisiert sie Glasers Ansatz als einen „engen Empirizismus“ (2006, S. 8), an dem sie vor allem die induktivistische und positivistische Orientierung als unzulänglich kritisiert. Interessanterweise verortet sie aber Strauss und Corbin ebenso im positivistischen Lager, wenn auch mit einer anderen Argumentation: Vor allem mit Blick auf die im *Basics*-Buch entwickelte Position hält sie beiden vor, sich eher auf die dort vorgeschlagenen technischen Prozeduren als auf die ursprünglich prägende Idee der komparativen Methodik zu verlassen (2006, S. 8). Wenngleich man die Kritik an der bei Strauss und Corbin sichtbar werdenden Überdidaktisierung und Technisierung des Forschungsstils teilen kann, ist doch überraschend und nicht eben zwingend argumentiert, warum dies dann einen pragmatistischen Ansatz zu einem positivistischen machen sollte. In einem späteren Text (Charmaz 2011, S. 193) argumentiert sie etwas differenzierter, indem sie an Glaser vor allem dessen Objektivismus problematisiert, also das Streben „nach sparsamen, abstrakten Erklärungen“ im Sinne von „Verallgemeinerungen, die unabhängig von ihren Entstehungskontexten sind“ (2011, S. 193). Davon grenzt sie – allerdings ohne sich ausdrücklich auf Strauss zu beziehen – den Pragmatismus ab und konstatiert „eine erstaunliche Passung zwischen Pragmatismus und der konstruktivistischen GTM“ (S. 195). Bei Lichte betrachtet sollte sich die Überraschung freilich in Grenzen halten. Man kann die Position von Charmaz vielleicht am besten so verstehen, dass sie Strauss und Corbin auf prozeduraler Ebene für einige Unzulänglichkeiten kritisiert, zugleich aber die epistemologischen und sozialtheoretischen Konzeptionen, auf die die beiden sich berufen, für sehr angemessen auch für die Weiterentwicklung der Grounded Theory hält.

In jedem Fall entwickelt Charmaz eine Position, die davon ausgeht, dass man „basale Richtlinien der Grounded Theory mit den methodologischen Annahmen und Ansätzen des 21. Jahrhunderts“ (2006, S. 9) kombinieren kann, also aus den mittlerweile traditionellen Grundlagen der Grounded Theory Varianten entwickeln kann, die dem Theoriefortschritt und den veränderten Forschungsperspektiven der letzten Jahrzehnte Rechnung tragen. Ihr Vorschlag zur Weiterentwicklung der Grounded Theory greift dabei vor allem die epistemologische Position des Sozialkonstruktivismus auf und betont damit die Notwendigkeit, die Rolle der Forschenden im Forschungsprozess bei der analytischen Arbeit, aber auch schon bei

der Materialproduktion explizit zu berücksichtigen. Zweifelsohne besteht damit ein hohes Passungsverhältnis zwischen pragmatistischer Grounded Theory und der von ihr vorgeschlagenen konstruktivistischen Variante. Vor diesem Hintergrund ist allerdings eher die bei Charmaz über weite Strecken abgrenzende Rhetorik überraschend.

Während konstruktivistische Grounded Theory gegenüber dem Ansatz von Glaser in der Tat eine diametral entgegengesetzte methodologische Position einnimmt, lassen sich im Vergleich mit der pragmatistischen Variante von Strauss eher nur Akzentverschiebungen ausmachen. So betont Charmaz durchgängig und sehr explizit die Bedeutung von Reflexivität im Forschungsprozess, ein Thema, das bei Strauss eher implizit bleibt, wenn er z. B. kollektive Forschungsarbeit als Korrektiv für subjektive Forschungsperspektiven hervorhebt. Auch die bei Strauss wie bei Corbin akzentuierte Rolle theoretischen und praktisch-gegenstandsbezogenen Vorwissens als sensibilisierend für die Forschungsarbeit lässt sich im Kontext der pragmatistischen Argumentation als ein Indiz für die immer schon mitgedachte Reflexivität des Strauss'schen Forschungsstils lesen.

Während Strauss, Corbin oder auch Glaser keine Aussagen zu Methoden der Materialgewinnung treffen, verwendet Charmaz einen guten Teil ihrer Aufmerksamkeit auf die Diskussion gerade dieser Verfahren und der darin erforderlichen Reflexivität. Besondere Aufmerksamkeit lässt sie dabei der Durchführung qualitativer Interviews zuteilwerden, also jenem Verfahren der Materialgewinnung, das trotz der Herkunft der Grounded Theory aus der soziologisch-ethnographischen Feldforschung, mittlerweile zumindest quantitativ die größte Bedeutung für Grounded Theory-Studien haben dürfte. Gemessen an reflektierten aktuellen Lehrtexten zu qualitativen Interviewverfahren (z. B. Gubrium et al. 2012, Kvale und Brinkmann 2009, Hermanns 2000) findet sich in Charmaz' Darstellung jedoch nichts wirklich Neues. Da Grounded Theory-Lehrbücher ansonsten aber die Materialgewinnung nicht behandeln, ist ihre Darstellung im Kontext dieses Forschungsstils eine (erfreuliche) Ausnahme. Allerdings lässt sich kaum behaupten, dass Interviews in der Grounded Theory in irgendeiner Weise anders zu führen sind, als generell in qualitativ-interpretativen Studien.

Mit Blick auf die praktische Vorgehensweise bei der Materialanalyse kombiniert Charmaz Aspekte der Kodierverfahren von sowohl Strauss und Corbin als auch von Glaser. Offenes Kodieren, wie wir es aus diesen beiden Verfahrensvarianten kennen, heißt bei ihr „initial coding“ (2006, S. 47 ff.). Auch Charmaz stellt den offenen Zugang zum Material über Wort-für-Wort und Zeile-für-Zeile-Kodierungen in den Mittelpunkt. Ihren zweiten Kodiermodus nennt sie „focussed coding“ (2006, S. 57 ff.). Damit ist gemeint, dass Konzepte, die nach dem offenen oder initialen Kodieren besonders interessant erscheinen, weil sie thematisch besonders einschlägig sind und z. B. eher häufig oder an zentralen Stellen im Material auftauchen,

nun systematisch vergleichend durch größere Materialumfänge hindurch kodiert werden.

Die Einführung dieser gesonderten Form des Kodierens als einem eigenen Modus verdankt sich auch der Tatsache, dass Charmaz ein recht enges und entsprechend kritisches Verständnis des axialen Kodierens bei Strauss und Corbin hat. Dieses diene dazu, so schreibt sie, „Kategorien zu Unterkategorien ins Verhältnis zu setzen“ (2006, S. 60). Das entspricht in etwa der Vorstellung, die Schatzmann von axialem Kodieren hat (vgl. Kap. 2), also das Dimensionalisieren von Konzepten. Doch eigentlich geht es in der Strauss'schen Variante axialen Kodierens, wie wir gesehen haben, um mehr als das: Über generative Fragen und Vergleichsheuristiken werden einzelne fokale Konzepte systematisch zu anderen Konzepten in qualifizierte Beziehungen gesetzt. Auf diese Weise werden Zusammenhangsmodelle entwickelt, an denen sichtbar wird, wie das interessierende Phänomen prozessiert und wie es in Situationen und Kontexte eingebunden ist. Wenn man berücksichtigt, dass das von Glaser wie auch von Charmaz (2006, S. 61) kritisierte Kodierparadigma nur eine von vielen Möglichkeiten darstellt, Zusammenhangsmodelle gegenstandsbezogen zu entwickeln, dann zeigt sich, dass der bei Charmaz separat konzeptualisierte Modus des fokussierten Kodierens bei Strauss und Corbin einen Teil der zwischen offenem und axialem Kodieren changierenden Analysearbeit darstellt.

Etwas überraschend angesichts der deutlichen Kritik, die Charmaz immer wieder an Glasers Ansatz übt, übernimmt sie – wenn auch mit einigen Relativierungen – dessen Modus des theoretischen Kodierens mit Hilfe eines Sets von Kodierfamilien (2006, S. 63 ff.), nicht jedoch die von Strauss präferierte Form des selektiven Kodierens. Während letzteres gar keine weitere Erwähnung erfährt, hält sie dafür, dass das Kodieren entlang von Kodierfamilien die Klarheit und Präzision der Analyse verbessern kann (2006, S. 63) – zumindest, wenn die gewählten theoretischen Codes durch die vorgängigen Kodierschritte nahegelegt werden. Die Antwort auf die Frage, was das mit einer konstruktivistischen Theorieperspektive zu tun hat, bleibt Charmaz allerdings schuldig.

7.2 Adele Clarke: Situationen und Diskurse integriert analysieren

Auch Adele Clarke, die als Nachfolgerin von Anselm Strauss bis 2013 an der University of California in San Francisco gelehrt hat, schlägt vor, die traditionelle Grounded Theory im Licht neuer Theorieentwicklungen zu überarbeiten

und neu zu positionieren. Anders als Charmaz referiert sie dabei in ihrem Buch *Situational Analysis. Grounded Theory after the Postmodern Turn* (2005; dt. 2012) weniger auf den Sozialkonstruktivismus als vielmehr auf die Theoriperspektiven des „postmodern turn“, auf Positionen also, die in kritischer Abgrenzung zu Rationalitätspostulaten, linearen Kausalmodellen sowie atomistischen und anthropozentrischen Konzepten sozialen Handelns beanspruchen, die tatsächliche Komplexität sozialer Prozesse und die Vielfalt der Perspektiven, in denen sie realisiert werden können, theoretisch und empirisch zu erfassen.¹ Die Grundfigur des legitimatorischen Arguments lautet bei ihr: Weil allgemeine Ursache-Wirkungserklärungen in einer pluralen Welt, wie wir sie heute erleben, immer weniger tragfähig sind, brauchen wir eine Sozialforschung, die die tatsächliche Komplexität multiperspektivisch erlebter und gestalteter Sozialität erfassen kann. Reflexivität, wie sie Charmaz einfordert, ist darin bereits einbegriffen: Wenn kein Standpunkt in der Welt und kein Wahrheits-Claim Superiorität über andere reklamieren kann und doch zugleich zum Nachvollzug einer jeden Weltdeutung das Wissen um die eingenommene Perspektive unverzichtbar ist, dann müssen auch Sozialforscherinnen sich und Anderen Rechenschaft über ihre Weltsichten und Erfahrungshintergründe geben. Während Charmaz sich noch überrascht vom Passungsverhältnis zwischen Pragmatismus und konstruktivistischer Grounded Theory zeigt, argumentiert Clarke eher mit den stillen Potenzialen der pragmatistischen Grounded Theory, die es durch eine methodologische und sozialtheoretische Neupositionierung sowie geeignete praktische Maßnahmen zu aktivieren gilt.

In ihrer Charakterisierung der traditionellen Grounded Theory spricht sie davon, dass trotz der auch dort sichtbaren Entwicklung hin zu konstruktivistischen Positionen „doch einige problematische positivistische Widerständigkeiten bestehen (bleiben)“ (Clarke 2012, S. 23). Liest man weiter, so wird schnell deutlich, dass sie die Probleme vor allem in Glasers Ansatz einer stark induktivistischen Forschungslogik sieht, die insofern positivistisch ist, als sie gegenstandsbezogene Theorien ausschließlich aus empirischen Daten emergieren zu lassen beansprucht. Kritisch bezieht sie sich auch auf die von Glaser vertretene Fundierung des Forschungsstils in einer als „Basic Social Process“ (BSP) bezeichneten Perspektive (Clarke 2012, S. 24; vgl. Kap. 5), die auf akteurszentriertes Handeln fokussiert und – als Kind ihrer Zeit – mit postmodernen Subjektdekonstruktionen und pra-

¹ Trotz historisch weiter zurückliegender Vorläufer wurde die Postmoderne als gesellschaftstheoretische Konzeption erst mit den französischen Poststrukturalisten sozialwissenschaftlich relevant. Nach wesentlichen Vorarbeiten vor allem von Foucault war es insbesondere Lyotards zuerst 1979 erschienene Schrift „Das postmoderne Wissen“, die dem „postmodern turn“ Sichtbarkeit verschaffte.

xeologischen Theorieperspektiven noch nichts am Hut hat. Dabei grenzt sie diese bei Glaser dominante Fundierung nachdrücklich von Strauss' Position ab, bezieht sich hier allerdings nicht auf dessen methodologische Arbeiten, sondern auf sein Theoriewerk rund um die Begriffe Soziale Welten, Arenen und Aushandlungen (Strauss 1993, Strübing 2007a): Nicht das methodologische Grundprinzip des Forschungsstils der Grounded Theory erscheint ihr problematisch, sondern einige der überkommenen Theoriebezüge.

Clarke macht das Argument stark, dass Theorie und Methode ein ‚Paket‘ bilden, Grounded Theory und insbesondere die Situationsanalyse also mit bestimmten theoretischen Konstrukten eine besonders stabile Verbindung eingehen. Diese Vorstellung geht zurück auf die Argumentationsfiguren aus dem Diskurs der neueren STS-Studien² von Clarke selbst sowie von Susan Leigh Star und von Joan Fujimura, die in den späten 1980er Jahren die Bedeutung von Theorie-Methoden-Paketen für die Durchsetzung wissenschaftlicher Claims und Standards betont haben (Star und Griesemer 1989, Fujimura 1988). In der Situationsanalyse überträgt Clarke nun dieses Konzept von ihren Forschungsgegenständen aus der Wissenschaftsforschung auf den Theorie-Methoden-Bezug der qualitativen Sozialforschung. Es ist die Konsequenz nicht erst einer postmodernen sozialkonstruktivistischen Perspektive, sondern bereits der pragmatistischen Epistemologie, eine solche Konstruktion zugrunde zu legen. Denn wenn die Realität nicht mehr als universell gegeben verstanden wird – wie in den von Clarke zu Recht kritisieren positivistischen Traditionen – dann ist damit auch jede instrumentalistische Vorstellung von Methoden als theorie- und gegenstandsneutrale „Werkzeuge“ der Forschung hinfällig. Methoden und Theorien sind zwei aufeinander verwiesene Aspekte einer Forschungsperspektive, die unhintergebar in die Konstruktion der zu erforschenden Realität verstrickt ist. Empirische Forschung wird so zu „theoretischer Empirie“, wie es Herbert Kalthoff formuliert hat (Kalthoff 2008; vgl. auch Strübing 2013, S. 31 ff.). Zugleich findet sich in Clarkes Argumentation die Denkfigur der Ko-Konstruktion wieder, mit der der Pragmatismus es schon früh verstanden hat, unfruchtbare Dualismen auf erkenntnislogischer Ebene aufzulösen und die vermeintlich getrennten Entitäten in ihrer reziproken Prozesshaftigkeit sichtbar zu machen. Grounded Theory etwa ist ein Kind des Interaktionismus der 1960er Jahre und damit zugleich der pragmatistischen Epistemologie, die die Grundlage der Entwicklung der Chicagoer Soziologie wie auch des daraus hervorgegangen Interaktionismus ist. Umgekehrt sind viele der neueren Theoriefiguren im pragmatistischen Interaktionismus Resultat empirischer Forschung, die im Stil der Grounded Theory durchgeführt wurde. Dies gilt insbesondere für die Theorie sozialer Welten.

² STS = Science and Technology Studies, ein Forschungsprogramm der neueren Wissenschafts- und Technikforschung ab den späten 1970er Jahren (vgl. Heintz 1998).

Ganz in dieser Argumentationslinie vertritt Clarke die These, die Grounded Theory sei im Verbund mit Interaktionismus und Pragmatismus immer schon postmodern gewesen, zumindest dann, wenn man sie nicht als reine Methodik missversteht und wenn man die von Glaser geprägte problematische Verknüpfung mit der Vorstellung eines auf individuelles Handeln fokussierenden Basic Social Process überwindet (Clarke 2012, S. 24). Clarke hat schon früh das Potenzial der Theorie sozialer Welten für die Analyse sozialer Prozesse insbesondere in organisationalen Kontexten erkannt (Clarke 1991) und den von Strauss im Rahmen seiner medizinsoziologischen Studien sukzessive entwickelten Ansatz auf andere Forschungsfelder übertragen.

7.3 Interaktionismus und Diskurs

Doch Clarkes Ansatz ist auch deswegen eine besonders spannende Weiterführung der Grounded Theory, weil sie sich mit ihren methodologischen und Theoriebezügen nicht auf das Umfeld pragmatistisch-interaktionistischer Ansätze beschränkt. Mit der Leitmetapher vom *postmodern turn* deutet sie schon an, dass sie mit ihrer Situationsanalyse die Grounded Theory erstmals explizit auf die integrierte Analyse auch von Diskursen als einem situationsübergreifenden Sozialzusammenhang ausrichtet. Anknüpfend an Foucault räumt sie der Zusammenführung von Diskursanalyse und Grounded Theory breiten Raum ein. Interaktionismus und Foucault, das schien lange Zeit eine recht unpassende Liaison zu sein, vor allem mit Blick auf den frühen, strukturalistisch argumentierenden Foucault, denn dort erscheinen Diskurse als übermächtige Meta-Subjekte, denen gegenüber die Gestaltungskraft individuellen wie kollektiven Handelns zu verblassen scheint.

In seinen Schriften zur Grounded Theory, aber auch in seinem theoretischen Werk bewegt sich Strauss vor allem zwischen den Polen Handlung und Struktur und betont deren dialektisches Verhältnis: Strukturen determinieren das Handeln nicht, sondern stellen Handlungsvoraussetzungen und -rahmungen dar, auf die die Akteure sich aktiv, selektiv und je spezifisch beziehen. Die Kreativität menschlichen Handelns – ein Topos, den Strauss von Mead übernommen hat – findet im Umgang mit den die Situation rahmenden Strukturen Lösungen für aktuelle Handlungsprobleme. Die Verknüpfung von Situation zu Situation wird also durch die strukturierenden Leistungen kreativer Akteure hergestellt: Es sind die in unterschiedlicher Weise verdinglichten Resultate stattgehabten Handelns, die künftigem Handeln als Bedingungen vorausliegen. Diskurse tauchen hier nicht explizit auf, und die kommunikative Seite menschlichen Handelns tritt bei Strauss nicht als

spezifische Aktivität hervor. Das hat auch damit zu tun, dass er schon mit seinem Begriff der sozialen Welten darauf bedacht war, das einst von Shibusaki in Anlehnung an Mead formulierte Kriterium der „limits of effective communication“ (1955, S. 566, Strübing 2007a, S. 77 ff.) als Grenzbestimmung von Sozialzusammenhängen um den aktiven, körpergebundenen Dingumgang zu erweitern (Strauss 1978, S. 119 ff.). Sozialität ist nicht an den Austausch von Symbolen gebunden und erst recht nicht darauf beschränkt, sondern sie wird fortwährend hergestellt in manifestem, körpergebundenem Handeln, das zwar auch die symbolische Ebene umfasst, sich darin aber nicht erschöpft. Eine Eigenlogik des Diskursiven hätte Strauss vielleicht nicht bestritten, sie im Zweifel aber wohl eher als spezifische Variante von Strukturmomenten des Sozialen aufgefasst. In seiner Betonung der Bedeutung materialer Prozesse für die Erfahrungsbildung ist Strauss damit wieder bei den Wurzeln des Pragmatismus gelandet, der mit diesem Argument u. a. die Perspektivgebundenheit aller Erfahrung begründet und die Universalität von Realität und Wissen bestreitet. Wenn man diese Linie verlängert, dann kommt man nach wenigen Schritten bei praxistheoretischen Vorstellungen von wissenden Körpern und der situationsverknüpfenden Leistung vorreflexiver Praktiken an – und auf den ersten Blick zunächst nicht bei Diskursen.

Indes lässt sich kaum sinnvoll bestreiten, dass wir in postmodernen Gegenwartsgesellschaften in erheblichem Maße in Diskurse eingebunden sind. Schon die Wahrnehmungsschemata, mit denen wir uns unsere Umwelt als sinnhaft erschließen und ordnend unsere Handlungsfähigkeit sichern, sind diskursiv geprägt. Und zugleich reproduzieren wir diese Diskurse in unseren Praktiken, leisten gar – in the long run – einen Beitrag zu deren Modifikation.³ Der Interaktionismus hat sich diesem Zusammenhang gegenüber lange eher indifferent verhalten und dabei theoretisches Kapital verschenkt, das Mead mit seiner Argumentationsfigur vom „universe of discourse“ (Mead 1934, S. 63) schon vor Dekaden bereitgestellt hatte. Gerade bei Strauss fällt auf, dass Fragen von Macht und Ungleichheit in seiner empirischen Forschung, aber auch in seinem theoretischen Werk eher eine untergeordnete Rolle spielen. Im Gegensatz dazu zielt Foucaults Diskursanalyse vorrangig auf die Analyse von Machtkonstellationen und nicht auf konkrete Situationsanalysen.

Brian Castellani (1996) hat sich als erster mit dem Potenzial diskurstheoretischer Positionen (insbesondere bei Foucault) für den Interaktionismus beschäftigt. Clarke knüpft an ihn an und macht, indem sie den Situationsbegriff neu fasst (s. u.),

³ Mit Keller (2011, S. 235) verstehe ich unter Diskurs „einen Komplex von Aussagereignissen und darin eingelagerten Praktiken, die über einen rekonstruierbaren Strukturzusammenhang miteinander verbunden sind und spezifische Wissensordnungen der Realität prozessieren“.

nicht nur einen theoretischen, sondern auch einen methodologischen Vorschlag zur Integration von Diskursen in die Forschungsperspektiven der Grounded Theory. Parallel dazu konnte man in den vergangenen Jahren bereits beobachten, dass die Diskursforschung sich darum bemüht, ihr methodisches Fundament auszudifferenzieren und dabei teilweise just auf Elemente der Grounded Theory zurückgreift (Truschkat 2013; Keller 2011).

Clarke (2012, S. 94 ff.) zeigt die Parallelen zwischen Foucaults Konzept von Diskursen und diskursiven Praktiken und Strauss' Konzept von Sozialen Welten und Arenen auf. Wo Foucault „diskursive Formationen“ ausmacht, die temporäre Stabilisierungen diskursiver Praktiken hervorbringen, treibt Strauss die Frage um, wie und in welchen sozialen/organisationalen Prozessen Identitäten erzeugt und stabilisiert werden. Für ihn geschieht dies in „Sozialen Welten“, die sich um bestimmte Kernaktivitäten herum bilden und denen Akteure in unterschiedlichem Maße angehören, je nach Qualität und Intensität der Teilhabe an diesen Aktivitäten. Aus dieser Perspektive betrachtet stellen Soziale Welten in Verbindung mit Arenen, in denen Repräsentanten verschiedener sozialer Welten in Aushandlungen über offene Fragen und Probleme stehen (Strauss 1978), eben solche Stabilisierungen diskursiver Praktiken dar. Wenn man mit Clarke und Castellani über diese (nicht einmal sonderlich schmale) Brücke geht, dann zeigt sich, dass die Anknüpfungspunkte zwischen Diskurstheorie und Interaktionismus vielfältig sind und wichtige Elemente aktueller sozialtheoretischer Debatten betreffen. Deutlich ist zum einen die von beiden Perspektiven geteilte Annahme einer zentralen Bedeutung der Prozesshaftigkeit aller sozialen Phänomene. Zum anderen betont sowohl die Strauss'sche Handlungstheorie wie sie Clarke rezipiert, als auch die wissenssoziologische Diskursanalyse mit ihren Begriffen von Diskurs und diskursiven Praktiken die reziproke Durchdringung von „Mikro“- und „Makro“-phänomenen bis hin zu einer grundsätzlichen Infragestellung dieser analytischen Ebenentrennung (Clarke 2012, S. 114). Hinzu kommt bei Clarke die Nähe zu Konzepten der De-Zentrierung des Subjekts und der Handlungsbeteiligung von Artefakten (bzw. der Diskursrelevanz von „Dispositiven“ bei Foucault), die in neueren praxistheoretischen Diskussionen relevant gemacht werden (z. B. Reckwitz 2008).

Clarke baut diese Verbindung zunächst konzeptuell dadurch aus, dass sie den interaktionistischen Situationsbegriff kritisch reformuliert und öffnet. Ganz im Stile der pragmatistischen Kritik an unfruchtbaren Dichotomien stellt sie den Gegensatz von Situation und Kontext, wie er bei Strauss und Corbin im Kodierparadigma, aber auch in der Bedingungsmatrix (vgl. Abb. 2.4) zum Ausdruck kommt, radikal in Frage:

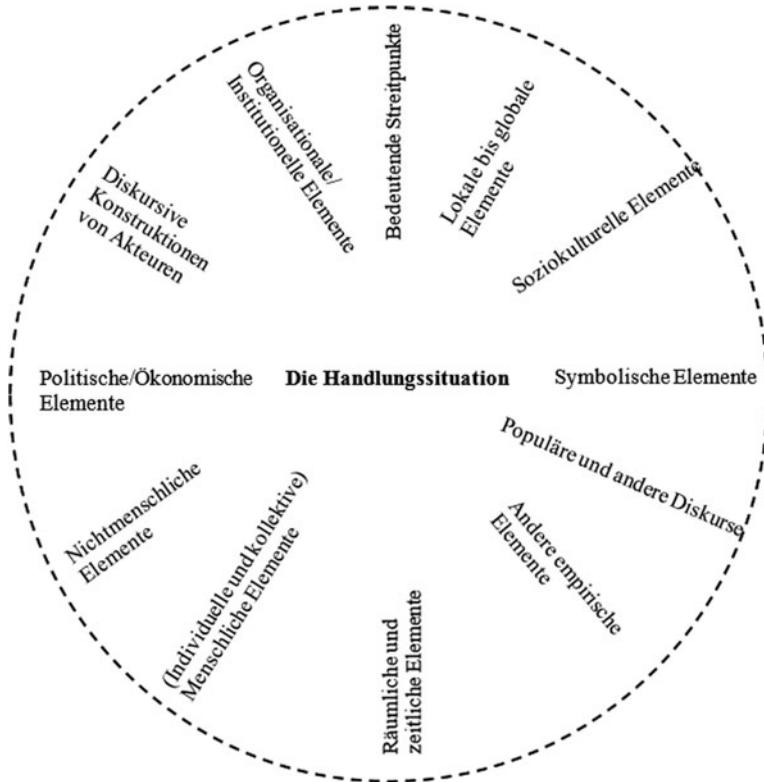


Abb. 7.1 Situations-Map nach Clarke 2012, S. 113

Die Bedingungen der Situation sind in der Situation enthalten. So etwas wie ‚Kontext‘ gibt es nicht. Die bedingenden Elemente der Situation müssen in der Analyse selbst spezifiziert werden, *da sie für diese konstitutiv sind* und sie nicht etwa nur umgeben, umrahmen oder etwas zur Situation beitragen. Sie *sind* die Situation. (2012, S. 112; Herv. i. Orig.)

Man mag darüber streiten, ob mit der Abschaffung der Trennung von Situation und Kontext nicht auch wertvolles analytischen Unterscheidungsvermögen verloren geht, bzw. fragen, welche analytischen Kategorien an die Stelle dieses geläufigen Dualismus treten können. In jedem Fall ist das damit programmatisch markierte Argument im Rahmen einer pragmatistischen Epistemologie und Sozialtheorie sehr stimmig. Zur Verdeutlichung ihres Situationsbegriffs entwickelt Clarke eine veränderte Version der Bedingungsmatrix von Strauss und Corbin. In ihrer Matrix (s. Abb. 7.1) zeigt sich nun deutlich die Entgrenzung des Situationsbegriffs.

Dabei bezieht sie (zumindest implizit) nicht nur die meisten der von Strauss und Corbin geographisch bzw. organisational als Ebenen hierarchisierten strukturellen Elemente ein, sondern integriert auch die in der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour und anderen zu Prominenz gelangten „nonhuman Actants“, die diskursanalytisch bedeutsamen „Diskursiven Konstruktionen von Akteuren“ oder den Aspekt der „bedeutende(n) Streitpunkte“. Clarke notiert dazu: „Die grundlegende Annahme ist, dass alles, was sich in der Situation befindet, so ziemlich alles andere, was sich in der Situation befindet, auf irgendeine (oder auch mehrere) Weise(n) konstituiert und beeinflusst“ (2012, S. 114).

7.4 Die Forschungspraxis der Situationsanalyse

Für die empirische Analyse – und damit kommen wir zur eher methodologischen und forschungspraktischen Seite der Situationsanalyse – ist immer wieder neu zu bestimmen, *was* Bestandteil der jeweiligen Situation ist. Und, da es in postmodernen Theorieperspektiven keinen privilegierten Standpunkt (z. B. den der Forscherin) mehr geben kann, stellt sich auch die Frage, *für wen* sich welche Situation ergibt.

Angesichts der umfassenden sozialtheoretischen und methodologischen Ansprüche, die Clarke mit der Situationsanalyse formuliert, stellt sich die Frage, welche methodischen Mittel sie zu deren Einlösung der Grounded Theory hinzufügen kann, was also auf forschungspraktischer Ebene aus einer expliziten Hinwendung zu postmodernen Positionen folgt. Als Antwort darauf wartet die Situationsanalyse vor allem mit einem differenzierten Set von Mapping- Strategien auf. Dabei handelt es sich um kartographische Techniken, mit denen a) die Elemente der Forschungssituation, b) soziale Welten und Arenen, Aushandlungen, Diskurse und Arenen oder c) die Verortung zentraler Positionen im situativen Handlungsfeld und deren Besetzung/Nicht-Besetzung veranschaulicht werden können. Mit dem Mapping knüpft Clarke unübersehbar an den sozialökologisch-kartographischen Praktiken der Chicago School an, wo Ernest W. Burgess und Robert E. Park eine Technik entwickelt haben, um Ereignisse und Daten auf Zeitreihen von Chicago Base Maps abzutragen und so auf Basis qualitativer wie quantitativer Daten Prozesse und soziale Topographien sichtbar zu machen (z. B. Verlagerungen von ethnisch segregierten Wohngebieten, Dienstleistungszentren oder Industrien).

Clarke übernimmt jedoch nicht Verfahrensweisen aus der frühen Chicago School, sondern nutzt diese Idee als Inspiration für verschiedene visuelle Ordnungs- und Analyseprozesse, die sie unter dem Begriff des „Mapping“ fasst. „Maps“ haben

dabei nicht (zumindest nicht primär) die Funktion der Ergebnisaufbereitung und -repräsentation (Clarke 2012, S. 121), sie stellen eher Heuristiken dar, erkenntnisstimulierende Verfahren, die jeweils in bestimmten Phasen der Untersuchung ihren Platz finden. Sie ergänzen die aus der pragmatistischen Grounded Theory geläufigen Kodierverfahren und sind insgesamt Bestandteil einer abduktiven Forschungshaltung.

Situations-Maps Mit der ersten der drei Typen von Maps, die Clarke vorschlägt, knüpft sie an ihren erweiterten Situationsbegriff an. In Situations-Maps, die vor allem in frühen Phasen der Analyse ihren Platz finden, sollen alle Elemente zusammengetragen werden, die aus einer jeweiligen Perspektive Bestandteil der Situation sind. Anders als bei einem Brainstorming geht es beim Erstellen von Situations-Maps allerdings um konkrete Bezüge auf empirisches Material und auf eigene Erfahrungen im konkreten Forschungsprozess (2012, S. 121 f.), d. h. die Relevanz der jeweiligen Elemente soll aus dem vorliegenden Material bereits belegt sein. Entscheidend am Mapping ist dabei nicht das Ergebnis, die Map, sondern der Prozess dorthin und die analytische Arbeit mit der Map. So beginnt jede Situations-Map ihre Karriere in einer ungeordneten Form und geht erst durch sukzessives analytisches Ordnen über in eine „geordnete Arbeitsversion“ (2012, S. 127). Auf dem Weg dorthin dienen relationale Analysen auf Basis aktueller Versionen der jeweiligen Map dazu, die Zusammenhänge zwischen den Elementen zu untersuchen und so etwa die unterschiedlichen Perspektiven verschiedener Akteure/Aktanten herauszuarbeiten.

Maps sozialer Welten Mit dem zweiten Typ von Maps greift Clarke die Idee eines Theorie-Methoden-Paketes von Grounded Theory und der Theorie Sozialer Welten von Strauss auf forschungspraktischer Ebene wieder auf und verknüpft dies nahtlos mit dem Programm der Diskursanalyse. Die analytische Hauptaufgabe dieser Art von Map ist es zu bestimmen, welche sozialen Welten von besonderer Bedeutung für den untersuchten Zusammenhang sind (2012, S. 150). Dies ist auch deshalb der Ausgangspunkt der Analyse, weil eine pragmatistisch-interaktionistische Sozialtheorie ihren Ausgangspunkt nicht bei einzelnen individuellen Handlungsakten nimmt, sondern dort, so Clarke,

wo Individuen wieder und wieder zu sozialen Wesen werden – durch Akte der Verpflichtung („commitment“) gegenüber Sozialen Welten sowie ihre Teilnahme an Aktivitäten dieser Welten, indem sie Diskurse produzieren und zugleich durch Diskurse konstituiert werden. (2012, S. 148)

Gerade bei einer analytischen Fokussierung auf Soziale Welten und deren Aushandlungen untereinander sind die divergierenden Perspektiven unterschiedlicher kollektiver Akteure schon für die Wahrnehmung und Definition der verschiedenen Sozialen Welten von großer Bedeutung:⁴ Für konservative Anhänger klassischer Musik mögen Rock-, Pop-, Hip Hop- oder Techno-Fans ein schwer zu differenzierendes, amorphes Feld darstellen. Anhänger des Hip Hop würden hingegen eher sehr differenziert zwischen Techno, Punk und Metal unterscheiden, Wagnerianer aber vielleicht nicht vom Rest der Konsumenten klassischer Musik unterscheiden können. Maps Sozialer Welten und Arenen sind insbesondere für die Analyse von in Arenen stattfindenden Aushandlungen zwischen Sozialen Welten von Bedeutung. Gerade hier liegt ein Ansatzpunkt für diskursanalytische Perspektiven, denn in Aushandlungen innerhalb und zwischen Sozialen Welten wird vielfältig auf Diskurse referiert, etwa indem sie zur Legitimation eigener Positionen und Praktiken in Anschlag gebracht werden, die Legitimation der Diskursbeiträge anderer Sozialer Welten diskreditiert wird oder indem Diskurse mit den in den jeweiligen Arenen produzierten diskursiven Formationen erzeugt, reproduziert und modifiziert werden. Analytisch besonders aufschlussreich sind, darauf weist Clarke hin (2012, S. 151), Tätigkeiten des Grenzziehens zwischen verschiedenen Sozialen Welten, das Herstellen von Legitimation sowie die Etablierung von legitimen Repräsentanten Sozialer Welten.

Positions-Maps Diese dritte Art des Mapping adressiert die im Feld von verschiedenen Seiten eingenommen, unterstützten oder getragenen Positionen in Bezug auf die wichtigsten der dort diskursiv verhandelten Themen. In Ergänzung zum Mapping von Sozialen Welten und Arenen wird hier nun genauer untersucht, wie die unterschiedlichen Positionen sich zueinander verhalten, und insbesondere, welche Positionen denkbar oder gar erwartbar sind, im Material aber nicht auftauchen („Orte diskursiven Schweigens“; Clarke 2012, S. 165). Die Verortung von Positionen erfolgt in Positions-Maps innerhalb eines zweidimensionalen Raums, der in Form eines Koordinatensystems durch die Relationierung von zwei Dimensionen eines diskursiv behandelten Themas/Gegenstandes entsteht. Wenn wir z. B. die Aushandlungen um die Pränataldiagnostik in Deutschland untersuchen, könnte z. B. die Frage, von wem Schaden abzuwenden ist (ungeborenes Kind, Mutter/ Familie, Gesellschaft/Steuerzahler), mit der Bedeutung ethisch-religiöser Imperative relationiert werden. Durch die Anordnung der im Material aufgefundenen Positionen

⁴ Hinweise auf die Theorie Sozialer Welten und das weitere theoretische Werk von Strauss sind hier unvermeidlich und zugleich notwendig kurz gehalten. Zum besseren Verständnis s. Clarke 1991 und Strübing 2007a.

auf der zwischen beiden Dimensionen aufgespannten Fläche zeigt sich dann, ob bestimmte Positionen zwar rhetorisch oder im praktischen Handeln unterschiedlich aufgeführt werden, in der Sache aber konvergieren, und auch, ob und welche Positionen ‚fehlen‘: Gibt es z. B. Positionen, die unter Bezug auf starke religiöse Imperative dafür argumentieren, vor allem Schaden von der werdenden Mutter und ihrem Partner/ihrer Familie abzuwenden?

Clarke betont unter Bezug auf die postmoderne Rahmung ihres Ansatzes, dass es nicht darum geht, Positionen mit einzelnen Personen, sozialen Welten oder Institutionen zu identifizieren:

Positionen auf Positions-Maps sind Positionen in Diskursen. Individuen und Gruppen aller Art können vielfältige und widersprüchliche Positionen zu ein und demselben Thema einnehmen – und tun dies häufig auch. Positions-Maps stellen die Heterogenität der Positionen dar. (Clarke 2012, S. 165 f.)

Das Nicht-Auftreten bestimmter möglicher Positionen ist in zweierlei Hinsicht analytisch spannend: Zum einen können wir hier Hinweise für weitere Schritte im theoretischen Sampling gewinnen (wo könnte eine ‚fehlende‘ Position zu finden sein?). Zum anderen könnten sich daraus aber auch Hinweise auf spezifische Machtkonstellationen in bestimmten Diskursfeldern ergeben, die einzelne Positionen gar nicht zur Aufführung gelangen lassen, sie also unsichtbar halten. Es ist denkbar und nahliegend, im Rahmen einer Untersuchung mehrere solcher Positions-Maps zu erstellen, weil die Zweidimensionalität der Darstellung die Zahl der zu berücksichtigenden Dimensionen je Map radikal beschränkt, aber auch weil der Erkenntnisfortschritt im Projekt immer wieder neue Dimensionen in den Mittelpunkt des Interesses rücken wird.

Die von Clarke vorgeschlagenen Mapping-Verfahren sind nicht als Abfolge zu verstehen, sondern als parallel und in Verbindung miteinander anwendbare Verfahren, um über das vorliegende Material und die bisherige analytische Struktur nachzudenken. Insbesondere Maps Sozialer Welten und Arenen sowie Positions-Maps stehen häufig in einem engen Wechselverhältnis: Während der erste Typ von Maps die Konstellation der miteinander in Aushandlungen stehenden Entitäten sichtbar macht, geben entsprechende Positions-Maps Auskunft über den *modus operandi* dieser Aushandlungen.

Gemessen an der Emphase, mit der Clarke die theoretische Bewegung hin zu einer die Verortung situierter Handelns in Diskursen und Kontexten stärker betonenden Theorieperspektive betreibt, fallen die praktischen Vorschläge dazu eher nüchtern aus. Es ist zweifelsohne eine sehr sinnvolle Heuristik, sich Zusammenhänge, Verläufe, Positionierungen oder Verteilungen graphisch zu veranschaulichen, um daraus zusätzliche Erkenntnisse zu gewinnen – ein zwingendes Erfordernis für

eine postmoderne Grounded Theory ist es eher nicht. Zumal, wie auch Clarke in ihrem Buch ausführlich darstellt, schon Strauss und Corbin mit ihrer „Conditional Matrix“ (u. a. Corbin und Strauss 2008, S. 90 ff.) zur Veranschaulichung der über die Situation hinausweisenden Einbettungen von Handlungen und Praktiken in größere strukturelle Zusammenhänge eingeladen haben. Zusammenhänge, die Strauss immer so verstanden hat, dass sie das situative Handeln rahmen, zugleich aber von diesem Handeln auch sukzessive und kumulativ hervorgebracht, erhalten oder modifiziert werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Stärken des Ansatzes der Situationsanalyse auf drei Ebenen zu verorten sind: 1) Auf der sozialtheoretischen Ebene macht Clarke die der Grounded Theory und ihrer pragmatistischen Forschungslogik inhärenten, aber nur selten explizierten Verbindungslinien zu postmodernen und poststrukturalistischen Positionen deutlich und im Sinne eines verbreiterten Zugriffs auf empirische Phänomene nutzbar. 2) Methodologisch substantiiert sie nicht nur das Argument einer wechselseitigen Verwiesenheit von theoretischer Positionierung und methodischer Praxis am Beispiel der GT und dekonstruiert damit das trügerische Ideal eines instrumentalistischen Begriffs von Methoden als neutralen Werkzeugen. Sie verhilft damit zugleich auch der oft verkannten Theorie sozialer Welten von Strauss zu neuer Aktualität als analytisches Werkzeug einer kontextsensitiven und für die Diskursivität des Sozialen anschlussfähigen Situationsanalyse. 3) Methodenpraktisch schließlich stellt die Technik des Mappings eine nützliche Heuristik dar, die im Forschungsalltag zwar häufig bereits genutzt wird, in dieser Detailliertheit jedoch selten expliziert worden ist. Während allerdings zwischen dem sozialtheoretischen Argument und der Idee der Theorie-Methoden-Pakete ein schlüssiger Zusammenhang besteht, kann man das für die Technik des Mapping nicht behaupten. Es ist zweifellos ein weiteres sinnvolles Mittel für jede Art qualitativer Analyse, aber nicht zwingend für die Etablierung einer postmodernen Theorieperspektive im Kontext der Grounded Theory.

Grounded Theory ist, wie ich über die verschiedenen Kapitel dieses Buches dargestellt habe, ein facettenreicher und für die deutsche Methodendiskussion und –praxis in manchen Aspekten gewöhnungsbedürftiger, aber auch ertragreicher und vielfältig einsetzbarer Forschungsstil. Stark geprägt sowohl von der hierzulande immer noch weniger verbreiteten erkenntnistheoretischen und sozialphilosophischen Tradition des amerikanischen Pragmatismus, aber auch von einer eher im nordamerikanischen Raum üblichen Pragmatik im Verständnis von Wissenschaft und Forschung (vgl. zu unterschiedlichen Wissenschaftskulturen Galtung 1983), bedarf es einiger Übersetzungsarbeit, um nicht in einen plumpen Instrumentalismus des Anwendens methodischer Regeln und Imperative zu verfallen. Die vorangegangenen Kapitel sollten dazu einen Beitrag leisten.

Von besonderer Wichtigkeit ist dabei, diese These hat das Buch strukturiert, ein adäquates Verständnis gerade der epistemologischen Grundannahmen und der sozialtheoretischen Rahmungen zu entwickeln, auf Basis derer die praktischen Verfahren als legitime wissenschaftliche Methoden zur Erforschung sozialer Zusammenhänge begründbar sind. Diese Grundannahmen, Axiome, sind nicht letztbegründbar, sondern stellen eine Wahl der Forschenden dar, deren Adäquanz sich allein in der Brauchbarkeit der Ergebnisse erweisen kann. Den multiperspektivischen, auf im Miteinander-Handeln realisierter Ko-Konstitution fußenden Realitätsbegriff, wie er der von Strauss geprägten Form von Grounded Theory zugrundeliegt, hat diese weder exklusiv, noch sind alle diese Aspekte dem Pragmatismus vorbehalten. Sozialkonstruktivistische Konzepte unterschiedlicher Art argumentieren hier teilweise ähnlich, und im mittlerweile weit ausdifferenzierten Feld qualitativ-interpretativer Verfahren (dazu u. a. Strübing 2013) finden sich nicht wenige Ansätze, denen implizit oder explizit vergleichbare Annahmen zugrunde liegen. Eine Sonderstellung kommt der pragmatistischen Perspektive deshalb zu, weil sie theoriehistorisch vielen anderen (auch der konstruktivistischen) vorausliegt und

weil sie in besonderer Weise das Widerständige von Materialität als Erfahrungsvoraussetzung in den Erkenntnisprozess integriert und so mentalistische, idealistische oder kognitivistische Vereinseitigungen von vorne herein ausschließt.

Wenn man die beiden in Kap. 7 in unterschiedlicher Ausführlichkeit vorgestellten Weiterentwicklungen der Grounded Theory durch Charmaz und Clarke betrachtet, dann fällt auf, dass in beiden Fällen überzeugend theoretische Positionen und auch durchdachte forschungspragmatische Vorschläge entwickelt werden – nur dass im Grunde kein wirklich zwingender Zusammenhang zwischen beiden Ebenen zu bestehen scheint. Das Mapping von Clarke kann auch im Rahmen einer konstruktivistischen Grounded Theory nutzbringend Anwendung finden, und wer sich am Forschungsstil von Strauss und Corbin orientiert, kann diese Heuristiken in der eigenen analytischen Arbeit ebenfalls mit Gewinn einsetzen. Ähnliches gilt für Charmaz' Ausführungen zur reflexiven Forschungspraxis. In beiden Fällen verhalten sich die theoretische und die pragmatische Argumentation zwar stimmig zueinander (anders als im Fall der induktivistischen GT Variante von Glaser) – ein *notwendiger* Verweisungszusammenhang besteht jedoch nicht. Bei Glaser treten Methodentheorie und Forschungspragmatik noch weiter auseinander, doch offenbar ohne Folgen für die praktische Verwendbarkeit seiner Verfahrensweisen. Probleme ergeben sich bei ihm vor allem auf der Ebene der Legitimation der Ergebnisse. Wenn man nun noch die Aussagen von Strauss hinzunimmt, dass er und Glaser zwar dasselbe tun, aber nicht den gleichen Claim erheben (vgl. S. 74), dann stellt sich grundsätzlich die Frage nach den Vermittlungsverhältnissen von Methodenpraxis, methodologischer Argumentation und sozialtheoretischer Verankerung. Bei Glaser hat sich gezeigt, dass seine methodologische und epistemologische Argumentation gemessen an den aktuellen Standards des Faches unterkomplex ist, insofern unterscheidet sich sein Fall von denen der Anderen. Bei Strauss und Corbin, Charmaz und Clarke verhält es sich eher so, dass die epistemologische und sozialtheoretische Argumentation bei aller – mitunter auch von Theoriemoden abhängigen – Variation im Kern auf einer pragmatistischen Grundlage basiert, die in variierender Weise ausbuchstabiert und erweitert wird. Alle drei Positionen zielen dabei schließlich auf eine Forschungshaltung, die weitgehend konvergiert und die ich als abduktiv gekennzeichnet habe. Welcher Heuristiken sich diese Forschungshaltung bedient, ist nicht beliebig, wohl aber variabel und abhängig von konkreten Forschungsgegenständen, Feldzugängen und Materialtypen. Im Zweifel fährt hier am besten, wer die größte Bandbreite an konkreten Verfahren souverän zu handhaben weiß.

Nicht zu unterschätzen ist allerdings, dass sich die soziologische Theoriediskussion seit dem Erscheinen des Discovery-Buches in den späten 1960er Jahren weiter entwickelt hat und damit auch auf gesellschaftliche Veränderungen reagiert,

die uns heute andere Forschungsfragen stellen lässt als vor 50 Jahren. Wo Nationalstaaten an Funktion einbüßen, Familien nicht mehr nur ausnahmsweise von der traditionellen Form abweichen, wo kulturelle Homogenität eher die Ausnahme ist und die sozialen und materialen Konstellationen, in denen soziales Handeln stattfindet, sich immer variantenreicher und komplexer gestalten, da genügen für die Sozialforschung einfache Ursache-Wirkungserklärungen und größtmögliche Generalisierungen der Befunde nicht mehr den aus diesen Verhältnissen resultierenden Anforderungen. Für eine pragmatistische Grounded Theory bieten sich daher die von Charmaz, vor allem aber von Clarke angeregten Akzentverschiebungen an: Komplexität vor Generalisierung, Reflexivität vor Kausalität, Multiperspektivität statt eines hegemonialen Beobachterstandpunktes. Das Fundament einer pragmatistischen Sozialtheorie erweist sich dabei als erstaunlich leistungs- und anpassungsfähig. Und gute Grounded Theory hat die von Charmaz und Clarke reklamierten Merkmale konstruktivistischer und postmoderner Sozialforschung auch schon vorher berücksichtigt.

Zu den Dingen, die sich über die Jahrzehnte verändert haben, gehören natürlich auch die verfügbaren Arbeitsmittel. Wo Glaser und Strauss in ihren frühen Studien neben Stift und Papier allenfalls auf unhandliche Tonbandgeräte zurückgreifen konnten, steht heutigen qualitativ-interpretativ Forschenden neben immer weiter miniaturisierten und digitalisierten Audio- und Videoaufnahmegegeräten vor allem ein ganzes Arsenal an Softwarepaketen für die Datenanalyse zur Verfügung. Anselm Strauss hat in seinen letzten Lebensjahren die Anfänge dieser Entwicklung sehr aufmerksam verfolgt, weil er sich durch die Nutzung von Software zur qualitativen Datenanalyse auch eine Präzisierung der theoretischen Argumentation in empirischen Studien erwartete (Strauss und Corbin 1994, S. 283). Die Entwickler des Softwarepaketes ATLAS.ti® (vgl. Friese 2012), mittlerweile eines der führenden Programme auf diesem Markt, nahmen sich in den späten 1980er Jahren explizit die Grounded Theory und das von Glaser und Strauss etablierte Modell eines integrierten, flexibel am Gegenstand ausgerichteten Arbeitsprozesses zum Vorbild für die Gestaltung des Programms (Strauss verfasste dann auch ein Vorwort zum Handbuch der ersten Windows-Version von ATLAS.ti 1995). Inzwischen sind eine Reihe weiterer Programme verfügbar, die trotz teilweise unterschiedlicher methodischer Herkunft weitgehend auf ähnliche flexible Prozessmodelle und Kernfunktionen setzen (z. B. MaxQDA® oder Nvivo®).

Bei allem Komfort, den Programme wie ATLAS.ti den Forschenden bieten, sollten wir uns allerdings trotzdem immer der Grenzen und Gefahren bewusst sein, die dieser Art technischer Unterstützung inhärent ist: Stärker noch als weitgehend zu Techniken kodifizierte Analyseverfahren verleiten Kodier-Tools, Automatische Suchfunktionen, auf Knopfdruck generierte „Treffer“-Listen dazu, die Software

nicht nur als Werkzeug zu verwenden (was sie ohne Zweifel ist), sondern deren Leistung und den methodologischen Stellenwert ihrer Ergebnisse systematisch zu überschätzen. Nicht die Software analysiert das Material, sondern die Forscherin. Programme können uns helfen, Muster im Material zu identifizieren, deren Stellenwert für die Untersuchung müssen wir jedoch selbst bestimmen und selbst begründen. Software macht das Verbinden einer Materialstelle mit einer Bezeichnung und das Wiederauffinden der so bezeichneten Stellen zu einem Kinderspiel – das heißt aber noch nicht, dass es sich um eine methodisch angemessene und theoretisch relevante Kodierung im Sinne der Grounded Theory handelt. Mit diesen Vorbehalten und der entsprechenden Umsicht verwendet erlauben QDA-Programme (so der dafür inzwischen etablierte Fachbegriff: Qualitative Data Analysis Programs) die Bearbeitung und vor allem die Verwaltung und Aufbereitung größerer Materialumfänge, können zu einer Verbesserung des Theoretischen Samplings beitragen und durch die dynamische Verbindung von Fundstellen und analytischer Struktur nicht nur die Analyse selbst, sondern auch das Verfassen von Forschungsberichten von viel lästiger Routinearbeit entlasten.

Ein Mittel, der Technifizierung qualitativ-interpretativer Grounded Theory-Forschung entgegen zu wirken, liegt sicher in der Organisation von Forschung als einem auch im Nahfeld der konkreten Projektarbeit kollektiven Unterfangen. Häufig ist dies gerade im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten keine Selbstverständlichkeit. Wo Wissenschaft zunehmend auf individuell gemagte Karrieren hin orientiert ist, wird gemeinsame inhaltliche Arbeit zu einem raren Luxus. Umso wichtiger ist es dann, dass Universitäten gezielt die Einrichtung von Orten kollektiven Forschens gerade in der Nachwuchsförderung unterstützen, dort also, wo junge Forscher sich in ersten eigenen Projekten ihre methodische Handwerkskunst aneignen. Forschungswerkstätten (Riemann 2011; Reim und Riemann 1997) sind eine dieser Lehr-Lernformen, die für die Etablierung einer guten Praxis qualitativ-interpretativer Forschung unentbehrlich geworden sind. Es gibt keinen besseren Ort, um jene delikate Balance von Kreativität und Systematik, von Empiriebezug und Theorieorientierung zu erlernen – also das, was wir in diesem Buch als abduktive Forschungshaltung kennengelernt haben.

Literatur

- Anells, M. P. (1996). Grounded Theory Method: Philosophical Perspectives, Paradigm of Inquiry, and Postmodernism. *Qualitative Health Research*, 6(3), 379–393.
- Bartlett, D. & Payne, S. (1997). Grounded Theory – its Basis, Rationale and Procedures. In G. McKenzie, J. Powell & R. Usher (Hrsg.), *Understanding Social Reserach* (S. 173–195). London: Falmer Press.
- Bigus, O. E., Glaser, B. G. & Hadden, S. C. (1994). The Study of Basic Social Processes. In B. G. Glaser (Hrsg.), *More Grounded Theory Methodology: A Reader* (S. 38–64). Mill Valley (CA): Sociology Press.
- Blumer, H. (1954). What is wrong with Social Theory? *American Sociological Review*, 19(1), 3–10.
- Blumer, H. (1977). Comment on Lewis' „The classic American Pragmatists as Forerunners to Symbolic Interactionism“. *Sociological Quarterly*, 18, 285–289.
- Blumer, H. (1983). Going astray with a Logical Scheme. *Symbolic Interaction*, 6, 127–137.
- Blumer, H. (2004/1969). Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus (W. Meinefeld, Trans.). In J. Strübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 319–385). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz/UTB.
- Bohnsack, R. (2003). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden* (5. Aufl.). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Breuer, F. (Hrsg.) (1996). *Qualitative Psychologie: Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. (2000). Über das In-die-Knie-Gehen vor der Logik der Einwerbung ökonomischen Kapitals – wider bessere wissenssoziologische Einsicht. Eine Erregung. Zu Jo Reichertz: Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, 1(3) 18 Abs. (Zugriff am 11.11.2002).
- Breuer, F. (2009). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS.
- Brüsemeister, T. (2000). *Qualitative Forschung. Ein Überblick*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bryant, A. (2009). Grounded Theory and Pragmatism: The Curious Case of Anselm Strauss. *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, 10(3), 113 Abs.
- Bryant, A. & Charmaz, K. (2007). *The SAGE Handbook of Grounded Theory*. London: Sage.

- Castellani, B. (1999). Michel Foucault and Symbolic Interactionism. The making of a new Theory of Interaction. *Studies in Symbolic Interaction*, 22, 247–272.
- Charmaz, K. (2000). Grounded Theory: Objectivist and Constructivist Methods. In N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research*, 2. Aufl. (S. 509–535). Thousand Oaks, CA: Sage.
- Charmaz, K. (2005). Grounded Theory in the 21st Century. Applications for Advancing Social Justice Studies. In N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research* (3. Aufl., S. 507–535). London: Sage.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide through Qualitative Analysis*. London: Sage.
- Charmaz, K. (2011). Den Standpunkt verändern: Methoden der konstruktivistischen Grounded Theory. In K. Mruck & G. Mey (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (2. Aufl., S. 181–205). Wiesbaden: VS.
- Chisnall, A. C., Bennett, S. C. & John, R. I. (1995). Knowledge Elicitation Techniques for Grounded Theory. Research and Development in Expert Systems XII, (Proceedings of Expert Systems '95), Oxford: Sages Publications.
- Clarke, A. E. (1991). Social Worlds/Arenas Theory as Organizational Theory. In D. R. Maines (Hrsg.), *Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss* (S. 119–158). New York: Aldine de Gruyter.
- Clarke, A. E. (2012). *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden: Springer VS (amerik. Orig.: *Situational Analysis: Grounded Theory after the Postmodern Turn*. Thousand Oaks, CA: Sage).
- Corbin, J. M. (1998). Alternative Interpretations: Valid or not? *Theory and Psychology*, 8(1), 121–128.
- Corbin, J. & Strauss, A. L. (1990). Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria. *Zeitschrift für Soziologie*, 19(6), 418–427.
- Corbin, J. & Strauss, A. L. (2008). *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Los Angeles: Sage.
- Denzin, N. K. (2007). Grounded Theory and the Politics of Interpretation. In A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory* (S. 454–471). London: Sage.
- Dewey, J. (1938). *Logic, the Theory of Inquiry*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Dewey, J. (1963/1896). The Reflex Arc Concept in Psychology. In J. Dewey (Hrsg.), *Philosophy, Psychology and Social Practice* (S. 252–266). New York: Putnam's Sons.
- Dewey, J. (1995/1925). *Erfahrung und Natur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dewey, J. (2002/1938). *Logik. Die Theorie der Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dey, I. (1999). *Grounding Grounded Theory: Guidelines for Qualitative Inquiry*. London; Boston: Academic Press Inc.
- Diekmann, A. (2007). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek b. H.: Rowohlt.
- Dilthey, W. (2004/1900), Die Entstehung der Hermeneutik. In J. Strübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 19–42). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz/UTB.
- Eisenhardt, K. M. (1989). Building Theories from Case Study Research. *Academy of Management Review*, 14(4), 532–550.

- Engelmeier, G. (1994). Grounded Theory und Systemanalyse in der Informatik. In A. Boehm, A. Mengel & T. Muhr (Hrsg.), *Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge* (S. 141–158). Konstanz: Universitätsverlag.
- Flick, U. (2001). Qualitative Sozialforschung – Stand der Dinge. *Soziologie*, (2), 53–66.
- Flick, U. (2007). *Qualitative Forschung: Eine Einführung*. Reinbek b. H.: Rowohlt.
- Friese, S. (2012). *Qualitative Data Analysis with ATLAS.ti*. Los Angeles: Sage.
- Fujimura, J. H. (1988). The Molecular Biological Bandwagon in Cancer Research: Where Social Worlds meet. *Social Problems*, 35(3), 261–283.
- Galtung, J. (1983/1981). Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsenische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft. *Leviathan*, (3), 303–338.
- Geertz, C. (1987). Dichte Beschreibung: Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In C. Geertz (Hrsg.), *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme* (S. 7–43). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gerdes, K. (Hrsg.). (1978). *Explorative Sozialforschung*. Stuttgart: Enke.
- Gerson, E. M. (1991) Supplementing Grounded Theory. In D. R. Maines (Hrsg.), *Social Organizations and Social Processes. Essays in Honour of Anselm Strauss* (S. 285–301). New York: Aldine de Gruyter.
- Gibson, B., & Hartman, J. (2013). *Rediscovering Grounded Theory*. London: Sage.
- Glaser, B. G. (1965). The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis. *Social Problems*, (12), 436–445.
- Glaser, B. G. (1978). *Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Glaser, B. G. (1992). *Emergence vs Forcing: Basics of Grounded Theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Glaser, B. G. (1998). *Doing Grounded Theory. Issues and Discussions*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Glaser, B. G. (2002). Constructivist Grounded Theory? *Forum Qualitative Sozialforschung*, 3(3), 47 Abs. (Zugriff am 13.08.2003).
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1974/1965). *Interaktion mit Sterbenden. Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1998/1967). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Göttingen: H. Huber.
- Glaser, B. G. & Holton, J. (2004). Remodeling Grounded Theory. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 5(2), 80 Abs. Online-Quelle: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-texte/2-04/2-04glaser-e.htm> (Zugriff am 14.06.2004).
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Grinter, R. E. (1995). *Using a Configuration Management Tool to Coordinate Software Development*. Vortrag im Rahmen der Conference on Organizational Computing Systems, Milpitas, CA.
- Gubrium, J. F., Holstein, J. A., Marvasti, A. B., & McKinney, K. D. (2012). *Handbook of Interview Research. The Complexity of the Craft* (2. Aufl.). Thousand Oaks, CA: Sage.
- Haig, B. D. (1995). Grounded Theory as Scientific Method. *Philosophy of education*, 28 Abs. Online-Quelle: www.ed.uiuc.edu/EPS/PES-Yearbook/95_docs/haig.html (Zugriff am 8.7.2001).

- Hammersley, M. (2001). *Ethnography and the disputes over validity*. Vortrag im Rahmen einer Tagung der DGS-Methodensektion zu „Standards und Strategien zur Sicherung von Qualität und Validität in der qualitativen Sozialforschung“, Mannheim.
- Heintz, B. (1998). Die soziale Welt der Wissenschaft. Entwicklungen, Ansätze und Ergebnisse der Wissenschaftsforschung. In B. Heintz & B. Nievergelt (Hrsg.), *Wissenschafts- und Technikforschung in der Schweiz* (S. 55–94). Zürich: Seismo-Verlag.
- Hermanns, H. (2000). Interviewen als Tätigkeit. In U. Flick, E. v. Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 360–368). Reinbek b. H.: Rowohlt.
- Hildenbrand, B. (1991). Vorwort. In A. L. Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (S. 11–17). München: Fink Verlag.
- Hildenbrand, B. (2004). Gemeinsames Ziel, verschiedene Wege: Grounded Theory und Objektive Hermeneutik im Vergleich. *Sozialer Sinn*, 5(2), 177–194.
- Hildenbrand, B. (2005). *Fallrekonstruktive Familienforschung: Anleitungen für die Praxis* (2. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Holloway, I. & Todres, L. (2003). The Status of Method: Flexibility, Consistency and Coherence. *Qualitative Research*, 3(3), 345–357.
- Holweg, H. (2005). *Methodologie der qualitativen Sozialforschung: eine Kritik*. Bern: Haupt.
- Hopf, C. & Weingarten, E. (Hrsg.). (1979). *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Enke.
- Huber, A. (2001). Die Angst des Wissenschaftlers vor der Ästhetik. Zu Jo Reichertz: Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 2(2), 34 Abs. (Zugriff am 19.04.2002).
- Hughes, E. C. (1971). *The sociological eye: Selected papers*. Chicago: Aldine.
- Joas, H. (1992). Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition. In H. Joas (Hrsg.), *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie* (S. 23–65). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Joas, H. & Knöbl, W. (2004) *Sozialtheorie: zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kalthoff, H. (2008). Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie* (S. 8–32). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kelle, U. (1994). *Empirisch begründete Theoriebildung: Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Kelle, U. (1996). Die Bedeutung theoretischen Vorwissens in der Methodologie der Grounded Theory. In R. Strobl & A. Böttger (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews* (S. 22–47). Baden-Baden: Nomos.
- Kelle, U. (2007). The Development of Categories: Different Approaches in Grounded Theory. In A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory* (S. 191–213). London: Sage.
- Kelle, U. (2008). Strukturen begrenzter Reichweite und empirisch begründete Theoriebildung. Überlegungen zum Theoriebezug qualitativer Methodologie. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie* (S. 312–337). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kelle, U. (2011). „Emergence“ oder „Forcing“? Einige methodologische Überlegungen zu einem zentralen Problem der Grounded-Theory. In K. Mruck & G. Mey (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (2. Aufl., S. 235–260). Wiesbaden: VS.

- Kelle, U. & Kluge, S. (1999). *Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Keller, R. (2011). *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms* (3. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Kendall, J. (1999). Axial Coding and the Grounded Theory Controversy. *Western journal of nursing research*, 21(6), 743–757.
- Kiener, U. & Schanne, M. (2001). Kontextualisierung, Autorität, Kommunikation. Ein Beitrag zur FQS-Debatte über Qualitätskriterien in der interpretativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 2(2), 18 Abs. (Zugriff am 19.04.2001).
- Kincheloe, J. L. (2001). Describing the Bricolage: Conceptualizing a New Rigor in Qualitative Research. *Qualitative Inquiry*, 7(6), 679–692.
- von Kleist, H. (1964). Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In H. von Kleist (Hrsg.), *Sämtliche Werke und Briefe* (Bd. 2, S. 319–324). München: Carl Hanser.
- Knorr-Cetina, K. (1984/1981). *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kromrey, H. (1987). Zur Verallgemeinerbarkeit empirischer Befunde bei nichtrepräsentativen Stichproben. *Rundfunk und Fernsehen*, 35(4), 478–499.
- Kromrey, H. (2009). *Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung – mit ausführlichen Annotationen aus der Perspektive qualitativ-interpretativer Methoden von Jörg Strübing* (12., überarb. u. ergänzte Aufl.). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Kvale, S., & Brinkmann, S. (2009). *InterViews. Learning the Craft of Qualitative Research Interviewing* (2. Aufl.). London: Sage.
- Lamnek, S. (1988). *Qualitative Sozialforschung Bd. 1: Methodologie*. München/Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Lamnek, S. (1999). Erklären und Verstehen. Ein Plädoyer gegen jede apodiktische Einseitigkeit. *Zeitschrift für Humanistische Sozialwissenschaft*, 4, 114–135.
- Laucken, U. (2002). Qualitätskriterien als wissenschaftspolitische Lenkinstrumente. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 3(1), 83 Abs. (Zugriff am 11.11.2002).
- Legewie, H. & Schervier-Legewie, B. (2004). „Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spass machen“. Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 5(3), 90 Abs. (Zugriff am 27.10.2004).
- Lewis, J. D. & Smith, R. L. (1980). *American Sociology and Pragmatism: Mead, Chicago Sociology and Symbolic Interaction*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lincoln, Y. S. & Guba, E. G. (1985). *Naturalistic Inquiry*. Beverly Hills, CA: Sage Publications.
- Lincoln, Y. S., Pinar, W. F. & McLaren, P. (2001). An emerging new Bricoleur: Promises and Possibilities: A Reaction to Joe Kincheloe's „Describing the Bricoleur“. *Qualitative Inquiry*, 7(6), 693–705.
- Lüders, C. (2000) Herausforderungen qualitativer Forschung. In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 632–642). Reinbek b. H.: Rowohlt.
- Lyotard, Jean-François (2009). *Das postmoderne Wissen*, Wien: Passagen-Verlag (zuerst Paris: éditions Minuit, 1979).

- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse* (11., aktualisierte u. überarb. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mead, G. H. (1934). *Mind, Self & Society from the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago, Ill.: The University of Chicago Press.
- Mead, G. H. (1938). *The philosophy of the act. Edited and with an introduction by Charles W. Morris*. Chicago: University of Chicago Press.
- Mead, G. H. (1987/1927). Die objektive Realität der Perspektiven. In H. Joas (Hrsg.), *George Herbert Mead: Gesammelte Aufsätze* (Bd. 2, S. 211–224). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Melia, K. M. (1996). Rediscovering Glaser. *Qualitative Health Research*, 6(3), 368.
- Mey, G., & Mruck, K. (2009). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In W. Kempf & M. Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Bd. III: Natur und Kultur* (S. 100–152). Berlin: Regener.
- Miller, S. I. & Fredericks, M. (1999). How Does Grounded Theory Explain? *Qualitative Health Research*, 9(4), 538–551.
- Morse, J. M. (2007). Sampling in Grounded Theory. In A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory* (S. 229–244). London: Sage.
- Morse, J. M., Stern, P. N., Corbin, J., Bowers, B., Charmaz, K., & Clarke, A. E. (2009). *Developing Grounded Theory: The Second Generation*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.
- Nagl, L. (1998). *Pragmatismus*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Oevermann, U. (1991). Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen. In S. Müller-Doohm (Hrsg.), *Jenseits der Utopie Theoriekritik der Gegenwart* (S. 267–336). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Peirce, C. S. (1991a/1903). Aus den Pragmatismus-Vorlesungen. In C. S. Peirce & K.-O. Apel (Hrsg.), *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus* (S. 337–426). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Peirce, C. S. (1991b/1878). Deduktion, Induktion und Hypothese. In C. S. Peirce & K.-O. Apel (Hrsg.), *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus* (S. 229–250). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Peirce, C. S. (1991c/1877). Die Festlegung einer Überzeugung. In C. S. Peirce & K.-O. Apel (Hrsg.), *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus* (S. 149–181). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Peirce, C. S. (1991d/1868). Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen. In C. S. Peirce & K.-O. Apel (Hrsg.), *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus* (S. 40–87). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Peirce, C. S. (1991e/1878). Wie unsere Ideen zu klären sind. In C. S. Peirce & K.-O. Apel (Hrsg.), *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus* (S. 182–214). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Popper, K. R. (1994/1935). *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2010). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch* (3., korr. Aufl.). München: Oldenbourg.
- Reckwitz, A. (2008). Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie* (S. 188–209). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Reichenbach, H. (1983/1938). *Erfahrung und Prognose. Eine Analyse der Grundlagen und der Struktur der Erkenntnis, Bd. 4*. Braunschweig; Wiesbaden: Vieweg.
- Reichert, J. (1993). Abduktives Schlußfolgern und Typen(re)konstruktion: Abgesang an eine liebgewonnene Hoffnung. In T. Jung & S. Müller-Doohm (Hrsg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. *Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (S. 258–282). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Reichert, J. (2000a). Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Forschung. In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 276–286). Reinbek b. H.: Rowohlt.
- Reichert, J. (2000b). Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1(2), 76 Abs. Online-Quelle: <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> (Zugriff am 24.03.2001).
- Reichert, J. (2003). *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Reichert, J. (2007). Abduction: The logic of discovery of Grounded Theory. In A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory* (S. 214–228). London: Sage.
- Reim, T. & Riemann, G. (1997). Die Forschungswerkstatt. Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Supervision. In G. Jakob & H.-J. von Wensierski (Hrsg.), *Rekonstruktive Sozialpädagogik* (S. 223–238). Weinheim: Beltz/Psycholog. Verlagsunion.
- Riemann, G. (2011). Grounded Theorizing als Gespräch. Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten. In K. Mruck & G. Mey (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (2. Aufl., S. 405–426). Wiesbaden: VS.
- Richter, A. (1995). *Der Begriff der Abduktion bei Charles Sanders Peirce*. Frankfurt a. M.; Berlin: Lang.
- Rochberg-Halton, E. (1983). The real Nature of Pragmatism and Chicago Sociology. *Symbolic Interaction*, 6, 139–145.
- Rorty, R. (1998). *Truth and progress*. Cambridge, NY: Cambridge University Press.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M.; New York: Campus.
- Schatzman, L. (1991). Dimensional Analysis: Notes on an Alternative Approach to the Grounding of Theory in Qualitative Research. In D. R. Maines (Hrsg.), *Social Organizations and Social Processes. Essays in Honour of Anselm Strauss* (S. 303–314). New York: Aldine de Gruyter.
- Schatzman, L. & Strauss, A. L. (1973). *Field Research: Strategies for a Natural Sociology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Schnell, R., Hill, P. B. & Esser, E. (1999). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. 6. völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Oldenbourg.
- Schütz, A. (2004/1953). Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In J. Strübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 155–197). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz/UTB.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13(3), 283–293.
- Schütze, F. (1984). Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In M. Kohli & G. Robert (Hrsg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit* (S. 78–117). Stuttgart: Metzler.

- Seale, C. (2007). Quality in Qualitative Research. In C. Seale, G. Gobo, J. F. Gubrium & D. Silverman (Hrsg.), *Qualitative research practice* (S. 379–389). London: Sage.
- Shalin, D. N. (1986). Pragmatism and Social Interactionism. *American Sociological Review*, 51, 9–29.
- Shibutani, T. (1955). Reference Groups as Perspectives. *American Journal of Sociology*, 60, 562–569.
- Simmons, O. E. (1995). Illegitimate Uses of the „Grounded Theory“. In B. G. Glaser (Hrsg.), *Grounded Theory 1984–1994* (S. 687–698). Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Smit, J. (1999). Grounded Theory Methodology in IS Research: Glaser versus Strauss. *South African computer journal*, 24, 219–222.
- Star, S. L. (1991). The Sociology of the Invisible: The Primacy of Work in the Writings of Anselm Strauss. In D. R. Maines (Hrsg.), *Social Organizations and Social Processes. Essays in Honour of Anselm Strauss* (S. 265–283). New York: Aldine de Gruyter.
- Star, S. L., & Griesemer, J. R. (1989). Institutional Ecology, ‚Translations‘ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, 1907–1939. *Social Studies of Science*, 19, 387–420.
- Steinke, I. (1999). *Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim: Juventa.
- Strauss, A. L. (1978). A Social World Perspective. *Studies in Symbolic Interaction*, 1, 119–128.
- Strauss, A. L. (1991a). The Chicago Traditions’s Ongoing Theory of Action/ Interaction. In A. L. Strauss (Hrsg.), *Creating Sociological Awareness: Collective Images and Symbolic Representations* (S. 3–32). New Brunswick, NJ: Transaction Publishers.
- Strauss, A. L. (1991b/1987). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.
- Strauss, A. L. (1991c). Mead’s multiple Conceptions of Time and Evolution: Their Contexts and their Consequences. *International sociology*, 6, 411–426.
- Strauss, A. L. (1993). *Continual Permutations of Action*. New York: W. de Gruyter.
- Strauss, A. L. (1994) From Whence to Wither: Chicago Style Interactionism. *Studies in Symbolic Interaction*, 16, 3–8.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1990). *Basics of Qualitative Research: Grounded Theory Procedures and Techniques*. Newbury Park: Sage.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1994). Grounded Theory Methodology: An Overview. In N. K. Denzin (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research* (S. 273–285). London; New York: Sage.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1996/1990). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/ Psychologie Verlagsunion.
- Strübing, J. (2002). Just do it? Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität in grounded theory-basierten Forschungsarbeiten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54(2), 318–342.
- Strübing, J. (2003). Theoretisches Sampling. In R. Bohnsack, W. Marotzki & M. Meuser (Hrsg.), *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung* (S. 154–156). Opladen: Leske + Budrich.
- Strübing, J. (2005). *Pragmatistische Wissenschafts- und Technikforschung. Theorie und Methode*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Strübing, J. (2006). Wider die Zwangsverheiratung von Grounded Theory und Objektiver Hermeneutik. Eine Replik auf Bruno Hildenbrand. *Sozialer Sinn*, 7(1), 147–157.
- Strübing, J. (2007a). *Anselm Strauss*. Konstanz: UVK.

- Strübing, J. (2007b). Research as pragmatic problem-solving. The pragmatist roots of empirically-grounded theorizing. In A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory* (S. 581–601). London: Sage.
- Strübing, J. (2011). Zwei Varianten von Grounded Theory? Zu den methodologischen und methodischen Differenzen zwischen Barney Glaser und Anselm Strauss. In K. Mruck & G. Mey (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (2. Aufl., S. 261–277). Wiesbaden: VS.
- Strübing, J. (2013). *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende*. München: Oldenbourg.
- Terhardt, E. (1995). Kontrolle von Interpretationen: Validierungsprobleme. In E. König & P. Zedler (Hrsg.), *Bilanz qualitativer Forschung Bd. 1: Grundlagen qualitativer Forschung* (S. 373–397). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Thayer, H. S. (1973). *Meaning and Action: A Study of American Pragmatism*. Indianapolis: Bobbs-Merrill.
- Thomas, W. I. & Thomas, D. S. (1928). *The Child in America: Behavior Problems and Programs*. New York: Alfred A. Knopf.
- Tiefel, S. (2005). Kodierung nach der Grounded Theory lern- und bildungstheoretisch modifiziert: Kodierleitlinien für die Analyse biographischen Lernens. *Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 5(1), 65–84.
- Timmermans, S. & Tavory, I. (2012). Theory Construction in Qualitative Research: From Grounded Theory to Abductive Analysis. *Sociological Theory*, 30(3), 167–186.
- Truschkat, I. (2013). Zwischen interpretativer Analytik und GTM – Zur Methodologie einer wissenssoziologischen Diskursanalyse. In R. Keller & I. Truschkat (Hrsg.), *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse* (S. 69–87): VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Urquhart, C. (2013). *Grounded Theory for Qualitative Research. A practical guide*. Los Angeles, CA: Sage.
- Weber, M. (1980/1922). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Wernet, A. (2001). *Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Wilson, T. P. (1982). Qualitative oder quantitative Methoden in der Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 487–508.
- Winter, G. (2000). A Comparative Discussion of the Notion of „Validity“ in Qualitative and Quantitative Research. *The Qualitative Report (Online serial)*, 4(3/4), 58 Abs. Online-Quelle: <http://www.nova.edu/ssss/QR/QR4-3/winter.html> (Zugriff am 24.03.2001).
- Znaniecki, F. (<1934>) (2004). Analytische Induktion in der Soziologie. In J. Strübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 265–318). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz/UTB.

Sachverzeichnis

A

- Abduktion, 46, 54, 84
- Abhängigkeit, funktionale, der
Arbeitsschritte, 11
- Abkürzungsstrategien,
forschungspragmatische, 94
- Abstraktion vs. Generalisierung, 29
- Akteur-Netzwerk-Theorie in der
Situationsanalyse, 107
- Akteure, nichtmenschliche, 107
- Analyse
 - dimensionale, 87
 - im Verhältnis zum Kodieren, 16
- Angemessenheit, 85
- Arbeit als dialektischer Begriff, 11

B

- Basic Social Process
 - Kritik bei Clarke, 101
- Basic Social Process bei Glaser, 72
- Bewährung, praktische, 85
- Blitz, abduktiver, 43, 47, 54, 57
- Bohnen-Syllogismus (Peirce), 46

C

- Chicago School, 67
- Columbia School, 67
- Constant comparative method
 - Siehe Methode des ständigen
Vergleichens, 86

D

- Daten, Begriff von, 45
- Deduktion, 46, 61
- Dewey, J., 5, 11, 31, 41, 61, 63, 74
- Dey, I., 20
- Dilthey, W., 13
- Dimensionalisierung, 17, 19, 83
- Dimensionen von Konzepten und
Kategorien, 30
- Diskursanalyse als Teil der
Situationsanalyse, 103
- Dokumentation des
Forschungsprozesses, 90

E

- Eigenschaften von Konzepten und
Kategorien, 30
- Emergenz, 73
 - Problematik von, 58
 - von Theorie aus Daten, 70
- Entdeckungsmetapher, 55
- Ergebnissicherung, fortlaufende, durch
Memoring, 34
- Erkenntnisfähigkeit, praktische (im
Gegensatz zu logischem Schließen, 57)

F

- Fakten, 42
- Fall, 46
- Falsifikation, 62
- Fit, 62
 - bei Glaser, 74
- Focussed Coding (Charmaz), 99

Forschen als Arbeitsprozess, 11
 Forschungslogik
 iterativ-zyklische, 63, 85
 pragmatische, 41
 Forschungsstil und Gütekriterien, 92
 Foucault, M., 103
 Fragen, generative, 15, 30, 87

G

Gültigkeit von Kodierungen, 18
 Gütekriterien, 48, 79
 bei Glaser, 74
 für die Grounded Theory, 89
 Gerson, E.M., 20
 Gewissheit (Dewey) als Ziel der
 Untersuchung, 42
 Grounded Theory
 als Forschungsstil, 14
 konstruktivistische (Charmaz), 98

H

Hermeneutik, 13
 Heuristiken, 25, 87
 des Vergleichens, 19
 Hughes, E.C., 15, 20
 Hypothesen, 18, 61
 ad hoc, 42, 48
 tentative, 30
 Hypothesentest als Experiment, 44

I

Ideas *Siehe* Vorstellungen, 42
 Induktion, 46, 61
 analytische, 29
 qualitative, 47, 57
 Rhetorik, 59
 Inhaltsanalyse, qualitative nach Mayring, 16
 Initial Coding (Charmaz), 99
 Integration von Ergebnissen, 51
 Iteration, 42

K

Kategorie als theoretisches Konzept, 15
 Katharsis, 52

Kelle, U., 3, 52, 57, 60
 Kernkategorie, 17, 18
 bei Glaser, 72
 Ko-Konstitution von Akteur und
 Gegenstand, 11, 69
 Kodieren
 axiales, 16, 17
 fokussiertes, 99
 initiales, 99
 offenes, 16
 selektives, 16, 18
 theoretisches, 71, 100
 Kodieren 15
 Kodierfamilien bei Glaser, 71
 Kodierparadigma Kritik Glasers, 72
 Kontext vs. intervenierende Bedingung, 26
 Kontinuität
 von Denken und Handeln, 40
 von Subjekt und Umwelt, 49
 von Wissen, 60
 Kontinuum des Theoretisierens, 60
 Kontrastierung, 19
 durch Vergleichsheuristik, 15
 Konzept
 definitives, Kritik, 70
 sensibilisierendes, 29
 Konzept-Indikator-Modell, 72
 Kreativität, 42, 55
 Kritik, methodologische, von Glaser an
 Strauss, 65
 Kunstlehre, 13

L

Lazarsfeld, P., 67
 Legitimation, 56
 Lesarten maximieren, 84

M

Mapping, 107
 Mayring, Ph., 16
 Mead, G.H., 39, 41, 45, 49, 91
 Memos, Schreiben von, 33
 Merton, R.K., 67
 Methode des ständigen Vergleichens, 15, 68
 Methodologie, qualitativ-interpretative, 79

- Mikrozyklus, analytischer, 85
 Modifizierbarkeit von Theorien
 bei Glaser, 75
 bei Strauss, 61
- N**
 Narrationsanalyse, 21
- O**
 Objektivität, 84
- P**
 Paradigma, interpretatives, 13
 Parallelität der Prozessschritte, 11
 Peirce, C.S., 46, 55, 57
 Percept *Siehe* Wahrnehmungsinhalt, 47
 Perspektiven, Objektivität von, 84
 Perspektivität, 39, 80, 84
 Phänomen, 15, 25
 Plausibilität von Theorien, 62
 Popper, K.R., 61, 81
 Positions-Maps, 109
 Postmodern Turn, 101, 103
 Pragmatismus, 37, 57
 Problemstehung, 41
 Problemlösung, tentative, 42
 Problemstellung (Dewey), 42
 Prognosefähigkeit, 62
 Prozessdokumentation, 92
 Prozesssteuerung, reflexive, 11
 Prozessualität, 80
 von Theorie, 61
- Q**
 Qualitätssicherung 85
- R**
 Rationalismus, kritischer, 81
 Realität
 als kontinuierlich hergestellte, 38
 als nicht universelle, 39
 Reflexivität, 99
- Regel, 46
 Reichertz, J., 46
 Reichweite, 32, 91
 Relevanz
 bei Glaser, 74
 praktische, 91
 Relevanzentscheidungen beim Kodieren, 18
 Reliabilität, 81
 Repräsentativität, 82
 konzeptuelle, 31, 32, 83
 statistische, 32, 83
 Resultat, 46
 Routinebruch, 41
- S**
 Sättigung, theoretische, 30, 32, 88
 Sampling, theoretisches, 29, 83, 88
 Schütze, F., 21
 Schatzman, L., 17, 20
 Schlüsselkategorie *Siehe* Kernkategorie, 18
 Schlussform, logische, 46
 Scientific Community als Korrektiv, 13
 Semiotik, 47
 Sensibilität, theoretische, 59
 Sequenzialität, 16
 Situations-Maps, 108
 Situationsanalyse (Clarke), 100
 Situationsbegriff
 bei Clarke, 105
 interaktionistischer, 105
 Soziale-Welten-Maps, 108
 Sozialkonstruktivismus, 98
 Strategie
 des maximalen Vergleichs, 31
 des minimalen Vergleichs, 31
 Subjektivität im Forschungsprozess, 12
 Subkategorien, 17
 Symbol, signifikantes, 39
- T**
 Tabula-rasa-Position, 52, 82
 bei Glaser, 68
 Teamarbeit als Qualitätssicherung, 88
 Theorie
 als heuristisches Mittel, 61

sozialer Welten, in der
Situationsanalyse, 102
Theorie-Methoden-Paket, 102
Theoriebegriff
bei Strauss, 60
der Grounded Theory, 5
Theoriebildung als Prozess, 10
Theoriegenese als Ziel des theoretischen
Samplings, 31
Theorievergleich, 91

U

Überzeugung *Siehe* Gewissheit, 42
Untersuchungslogik *Siehe*
Forschungslogik, 41

V

Validität, 83
als ‚fit‘ bei Glaser, 75
Variablensoziologie, 73
Vergleichen, ständiges *Siehe* Methode des
ständigen Vergleichens, 86

Verifikation, 61, 63
als integrale Prozessetappe, 63
Kritik bei Glaser, 74
unterschiedliche Begriffe, 81
Verstehen und Erklären, 13
Vertrauen als Geltungsbegründung bei
Glaser, 76
Vorstellungen, 42
Vorwissen, theoretisches, 58, 68

W

Wahrheitskriterium, 5, 39, 41, 86
Wahrnehmungsinhalt, 47
Wahrnehmungsurteil, 47
Weber, M., 13
Wechselverhältnis von Qualitätssicherung
und Gütekriterien, 80
Welt, empirische, 39
Wiederholbarkeit *Siehe* Reliabilität, 81

Z

Zweifel, praktischer, 41